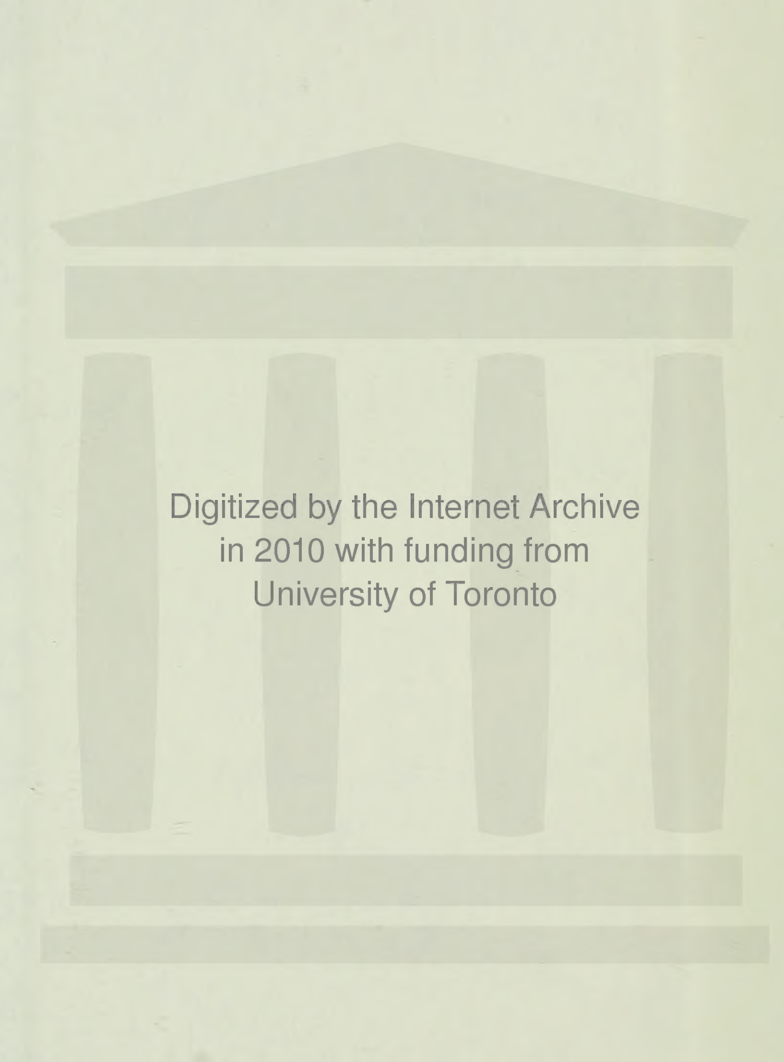






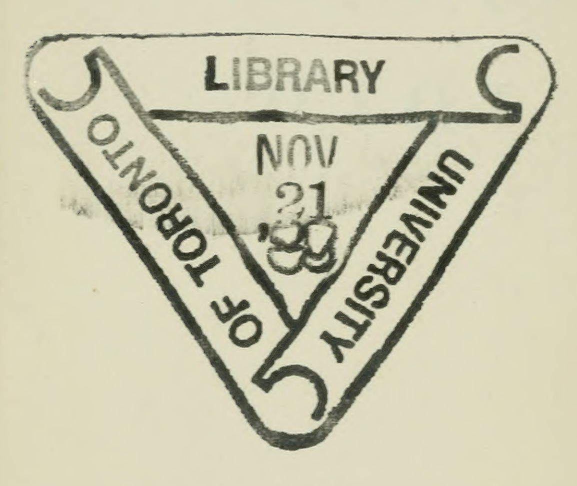
Insel-Almanach

auf das Jahr

1916



Im Insel-Verlag zu Leipzig



Kalendarium

Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig,
so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Goethe an Auguste Stolberg

Januar		Februar		März	
1	Neujahr	1	Dienstag	1	Mittwoch
2	S. n. Neuj.	2	Mittwoch	2	Donnerstag
3	Montag	3	Donnerstag ●	3	Freitag
4	Dienstag	4	Freitag	4	Sonnabend ●
5	Mittwoch ●	5	Sonnabend	5	Eſtomihi
6	Donnerstag	6	5. S. n. Eph.	6	Montag
7	Freitag	7	Montag	7	Dienstag
8	Sonnabend	8	Dienstag	8	Mittwoch
9	1. S. n. Eph.	9	Mittwoch	9	Donnerstag
10	Montag	10	Donnerstag ☽	10	Freitag
11	Dienstag	11	Freitag	11	Sonnabend ☽
12	Mittwoch ☽	12	Sonnabend	12	Invokavit
13	Donnerstag	13	6. S. n. Eph.	13	Montag
14	Freitag	14	Montag	14	Dienstag
15	Sonnabend	15	Dienstag	15	Mittwoch
16	2. S. n. Eph.	16	Mittwoch	16	Donnerstag
17	Montag	17	Donnerstag	17	Freitag
18	Dienstag	18	Freitag	18	Sonnabend
19	Mittwoch	19	Sonnabend ○	19	Remin. ○
20	Donnerstag ○	20	Septuageſ.	20	Montag
21	Freitag	21	Montag	21	Dienstag
22	Sonnabend	22	Dienstag	22	Mittwoch
23	3. S. n. Eph.	23	Mittwoch	23	Donnerstag
24	Montag	24	Donnerstag	24	Freitag
25	Dienstag	25	Freitag	25	Sonnabend
26	Mittwoch	26	Sonnabend ☾	26	Okuli ☾
27	Donnerstag	27	Sexageſima	27	Montag
28	Freitag ☾	28	Montag	28	Dienstag
29	Sonnabend	29	Dienstag	29	Mittwoch
30	4. S. n. Eph.			30	Donnerstag
31	Montag			31	Freitag

April		Mai		Juni	
1	Sonnabend	1	Montag	1	Donnerstag
2	Lätare ●	2	Dienstag ●	2	Freitag
3	Montag	3	Mittwoch	3	Sonnabend
4	Dienstag	4	Donnerstag	4	Exaudi
5	Mittwoch	5	Freitag	5	Montag
6	Donnerstag	6	Sonnabend	6	Dienstag
7	Freitag	7	Miſ. D.	7	Mittwoch
8	Sonnabend	8	Montag	8	Donnerstag
9	Judika	9	Dienstag	9	Freitag ☽
10	Montag ☽	10	Mittwoch ☽	10	Sonnabend
11	Dienstag	11	Donnerstag	11	Pfingſten
12	Mittwoch	12	Freitag	12	Pfingſtmont.
13	Donnerstag	13	Sonnabend	13	Dienstag
14	Freitag	14	Jubilate	14	Mittwoch
15	Sonnabend	15	Montag	15	Donnerstag ○
16	Palm.	16	Dienstag	16	Freitag
17	Montag	17	Mittwoch ○	17	Sonnabend
18	Dienstag ○	18	Donnerstag	18	Trinitatis
19	Mittwoch	19	Freitag	19	Montag
20	Donnerstag	20	Sonnabend	20	Dienstag
21	Freitag	21	Kantate	21	Mittwoch
22	Sonnabend	22	Montag	22	Donnerstag ☾
23	Oſtern	23	Dienstag	23	Freitag
24	Oſtermont. ☾	24	Mittwoch ☾	24	Sonnabend
25	Dienstag	25	Donnerstag	25	1. S. n. Trin.
26	Mittwoch	26	Freitag	26	Montag
27	Donnerstag	27	Sonnabend	27	Dienstag
28	Freitag	28	Rogate	28	Mittwoch
29	Sonnabend	29	Montag	29	Donnerstag
30	Quaſim.	30	Dienstag	30	Freitag ●
		31	Mittwoch ●		

	Juli		August		September
1	Sonnabend	1	Dienstag	1	Freitag
2	2.S.n.Trin.	2	Mittwoch	2	Sonnabend
3	Montag	3	Donnerstag	3	11.S.n.Tr.
4	Dienstag	4	Freitag	4	Montag
5	Mittwoch	5	Sonnabend	5	Dienstag ☽
6	Donnerstag	6	7.S.n.Tr. ☽	6	Mittwoch
7	Freitag	7	Montag	7	Donnerstag
8	Sonnabend ☽	8	Dienstag	8	Freitag
9	3.S.n.Trin.	9	Mittwoch	9	Sonnabend
10	Montag	10	Donnerstag	10	12.S.n.Tr.
11	Dienstag	11	Freitag	11	Montag ○
12	Mittwoch	12	Sonnabend	12	Dienstag
13	Donnerstag	13	8.S.n.Tr. ○	13	Mittwoch
14	Freitag	14	Montag	14	Donnerstag
15	Sonnabend ○	15	Dienstag	15	Freitag
16	4.S.n.Trin.	16	Mittwoch	16	Sonnabend
17	Montag	17	Donnerstag	17	13.S.n.Tr.
18	Dienstag	18	Freitag	18	Montag
19	Mittwoch	19	Sonnabend	19	Dienstag ☾
20	Donnerstag	20	9.S.n.Tr. ☾	20	Mittwoch
21	Freitag	21	Montag	21	Donnerstag
22	Sonnabend ☾	22	Dienstag	22	Freitag
23	5.S.n.Trin.	23	Mittwoch	23	Sonnabend
24	Montag	24	Donnerstag	24	14.S.n.Tr.
25	Dienstag	25	Freitag	25	Montag
26	Mittwoch	26	Sonnabend	26	Dienstag
27	Donnerstag	27	10.S.n.Tr.	27	Mittwoch ●
28	Freitag	28	Montag ●	28	Donnerstag
29	Sonnabend	29	Dienstag	29	Freitag
30	6.S.n.Tr. ●	30	Mittwoch	30	Sonnabend
31	Montag	31	Donnerstag		

	Oktober		November		Dezember
1	15. S. n. Tr.	1	Mittwoch	1	Freitag
2	Montag	2	Donnerstag ☽	2	Sonnabend ☽
3	Dienstag	3	Freitag	3	1. Advent
4	Mittwoch ☽	4	Sonnabend	4	Montag
5	Donnerstag	5	20. S. n. Tr.	5	Dienstag
6	Freitag	6	Montag	6	Mittwoch
7	Sonnabend	7	Dienstag	7	Donnerstag
8	16. S. n. Tr.	8	Mittwoch	8	Freitag
9	Montag	9	Donnerstag ○	9	Sonnabend ○
10	Dienstag	10	Freitag	10	2. Advent
11	Mittwoch ○	11	Sonnabend	11	Montag
12	Donnerstag	12	21. S. n. Tr.	12	Dienstag
13	Freitag	13	Montag	13	Mittwoch
14	Sonnabend	14	Dienstag	14	Donnerstag
15	17. S. n. Tr.	15	Mittwoch	15	Freitag
16	Montag	16	Donnerstag	16	Sonnabend
17	Dienstag	17	Freitag ☾	17	3. Advent ☾
18	Mittwoch	18	Sonnabend	18	Montag
19	Donnerstag ☾	19	22. S. n. Tr.	19	Dienstag
20	Freitag	20	Montag	20	Mittwoch
21	Sonnabend	21	Dienstag	21	Donnerstag
22	18. S. n. Tr.	22	Mittwoch	22	Freitag
23	Montag	23	Donnerstag	23	Sonnabend
24	Dienstag	24	Freitag	24	4. Advent ●
25	Mittwoch	25	Sonnabend ●	25	Heil. Christf.
26	Donnerstag ●	26	23. S. n. Tr.	26	2. Christtag
27	Freitag	27	Montag	27	Mittwoch
28	Sonnabend	28	Dienstag	28	Donnerstag
29	19. S. n. Tr.	29	Mittwoch	29	Freitag
30	Montag	30	Donnerstag	30	Sonnabend
31	Dienstag			31	S. n. Weih. ☽

Der Tag geht über mein Gesicht,
Die Nacht, sie tastet leis vorbei,
Und Tag und Nacht ein gleich Gewicht
Und Nacht und Tag ein Einerlei.

Es schreibt die dunkle Schrift der Tag,
Und dunkler noch schreibt sie die Nacht,
Und keiner lebt, der deuten mag,
Was beider Schatten ihm gebracht.

Und ewig kreist die Schattenschrift;
Leblang stehst du im dunklen Spiel,
Bis einmal dich die Deutung trifft:
Die Zeit ist um. Du bist am Ziel.

Rudolf G. Binding
Spruch für eine Sonnenuhr



Dürer: Die apokalyptischen Reiter



Am grünen Rheinstrom schüttest du Segen aus;
Und um der Mosel schmächtige Windungen
Blüht, hügelab gestuft, der Blonde
Über cäsarischem Schutt, dein Weinstock.

Und wo zuhöchst an starrender Alpen First
Dein Adler kreist, jungfräulichen Firnen nah,
Südabwärts spähend, wo in Wassern
Funkelnd das wärmere Blau sich spiegelt,

Wo jäh vom Fels die trunkene Welle bricht
Und abwärts still eindringender Wald den Fluß
Vorm Durst des Tages birgt, bis mächtig
Ihm die gebreitete Last ins Meer strömt:

Das füllt mit Gütern glückliche Häfen dir;
Doch birgt dein Schoß verlockenden Reichtum auch,
Auch Gold – doch mehr noch gutes Eisen,
Unten in Gängen verhehlt und Adern.

Du schwillst von Korn; dir rundet die Baumfrucht sich
Im goldnen Herbst, dir wimmelt von Weidevieh
Die blanke Trift: so gibst du allen,
Bürgern und Bauern, ein fröhlich Erbteil.

Wem fehlt die Zunge, deiner gedenk? O wer,
Den du gebarst, weiß anderes Zeugnis sich
Als dies: es sei, in dir zu wohnen,
Stolz und Gewährung und Glück, herztröstlich?

Ernst Moritz Arndt: Von Freiheit und Vaterland

Es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen betört! Wo es dem Menschen wohlgeht, da ist sein Vaterland; wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.

Diese sind wie die dummen Tiere nur auf den Bauch und auf seine Gelüste gerichtet und vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes.

Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, deucht ihnen das Einziggewisse.

Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geschwätz, und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Tier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen.

Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden.

Das kann kein Tier, weil es leicht vergisset, und kein tierischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen

Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenaug sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig liebhaben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglücket, was schon deinen Ureltervater beglückte; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Torheit allen, die für den Augenblick leben.

Aber die Tapfern heben sie zum Himmel empor und wirken Wunder in dem Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Deutscher! Bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Mut.

Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wiedergewinnest, worum dich Verräter betrogen, und mit Blut erwerbest, was Toren versäumten.

Denn der Sklav ist ein listiges und geiziges Tier, und der Mensch ohne Vaterland der unseligste von allen.

Karl von Clausewitz: Krieg und Politik

Der Krieg ist nichts als die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen Mitteln.

*

Je großartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, um so mehr wird sich der Krieg seiner abstrakten Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so rein kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein.

*

Gehört der Krieg der Politik an, so wird er ihren Charakter annehmen. Ist sie großartig und kräftig, so wird es auch der Krieg. Nur durch diese Vorstellungsart wird der Krieg zur Einheit, nur mit ihr kann man alle Kriege als Dinge einer Art betrachten, und nur durch sie wird dem Urteil der rechte und genaue Stand- und Gesichtspunkt gegeben. Aber auch nur von einem Standpunkt aus können wir die Masse der Erscheinungen in ihrer Einheit auffassen, und nur die Einheit des Standpunktes kann uns vor Widersprüchen sichern.

*

Daß der politische Gesichtspunkt mit dem Beginne des Krieges ganz aufhören sollte, wäre nur denkbar, wenn die Kriege Kämpfe auf Leben und Tod aus bloßer Feindschaft wären. Wie sie sind, sind sie nichts als Äußerungen der Politik selbst. Das Unterordnen des politischen Standpunkts unter den militärischen wäre widersinnig, denn die Politik hat den Krieg erzeugt. Sie ist der Geist, der Krieg aber bloß das Werkzeug – und nicht umgekehrt.

*

Man sagt eigentlich etwas ganz anderes, als man sagen will, wenn man – was häufig geschieht – vom schädlichen Einfluß der Politik auf die Führung des Krieges spricht. Es ist nicht dieser Einfluß, sondern die Politik selbst, die man tadeln sollte. Ist die Politik richtig, d. h. trifft sie ihr Ziel, so kann sie auf den Krieg in ihrem Sinne auch nur vorteilhaft wirken; und wo diese Einwirkung vom Ziel entfernt, ist die Quelle nur in der verkehrten Politik zu suchen.

*

Die Aufgabe und das Recht der Kriegskunst der Politik gegenüber ist es hauptsächlich, zu verhüten, daß die Politik Dinge fordere, die gegen die Natur des Krieges sind, daß sie aus Unkenntnis über die Wirkungen des Werkzeugs Fehler begehe im Gebrauche desselben.

*

Der Krieg ist unter allen Umständen als kein selbständiges Ding, sondern als ein politisches Werkzeug zu denken. Nur mit dieser Vorstellungsart ist es möglich, nicht mit der sämtlichen Kriegsgeschichte in Widerspruch zu geraten.

*

Die Kriegskunst auf ihrem höchsten Standpunkte wird zur Politik, aber freilich einer Politik, die statt Noten zu schreiben,

Schlachten liefert. Also noch einmal: der Krieg ist ein Werkzeug der Politik. Er muß notwendig ihren Charakter tragen, er muß mit ihrem Maße messen. Die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist die Politik selbst, die die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken.

*

Nur dann, wenn sich die Politik von gewissen kriegerischen Mitteln und Maßregeln eine falsche, ihrer Natur nicht angemessene Wirkung verspricht, kann sie mit ihren Bestimmungen einen schädlichen Einfluß auf den Krieg haben. Dies ist unendlich oft vorgekommen und zeigt dann, daß eine gewisse Einsicht in das Kriegswesen der Führung des politischen Verkehrs nicht fehlen sollte.

*

Soll ein Krieg ganz den Absichten der Politik entsprechen und soll die Politik den Mitteln zum Kriege angemessen sein, so bleibt, wo der Staatsmann und der Soldat nicht in einer Person vereinigt sind, nur ein gutes Mittel übrig, nämlich den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetts zu machen, damit er in den wichtigsten Augenblicken an dessen Beratungen und Beschlüssen teilnehme.

*

Wir sind weit entfernt, zu glauben, daß ein in Akten vergrabener Kriegsminister oder auch selbst ein im Felde tüchtiger Soldat den besten Staatsminister geben würde, wo der Fürst es nicht selbst ist, oder mit anderen Worten: wir meinen durchaus nicht, daß die Einsicht in das Kriegswesen die Haupteigenschaft eines Staatsministers sei. Ein großartiger, ausgezeichneter Kopf, ein starker Charakter, das sind die Haupteigenschaften, die er besitzen muß. Jene Einsicht läßt sich auf die eine oder die

andere Weise wohl ergänzen. Frankreich ist in seinen kriegerischen und politischen Händeln nie schlechter beraten gewesen als unter den Gebrüdern Belle-Isle und dem Herzog von Choiseul, obgleich alle drei gute Soldaten waren.

*

Die ungeheuren Wirkungen der Französischen Revolution nach außen sind offenbar viel weniger in neuen Mitteln und Ansichten der französischen Kriegsführung zu suchen, als in der ganz veränderten Staats- und Verwaltungskunst, im Charakter der Regierung, im Zustande des Volkes usw. Daß die anderen Regierungen alle diese Dinge unrichtig ansahen, – daß sie mit gewöhnlichen Mitteln Kräften die Wage halten wollten, die neu und überwältigend waren: das alles sind Fehler der Politik. Man kann sagen: die zwanzigjährigen Siege der Revolution sind hauptsächlich die Folge der fehlerhaften Politik der ihr gegenüberstehenden Regierungen gewesen, wenn auch der eigentliche Überfall, von dem sich die Intelligenz getroffen fühlte, innerhalb der Kriegführung stattfand.

(Aus dem Werke „Vom Kriege")

Blücher: Fünf Briefe an seinen König

I

Münster, 25. Juli 1806.

Aller dorglaugtigster Konig
aller gnedigster König und HErr.

Aufgefordert durch Treu und Redliges attachement an Euer Königl. Majästedt allerhögsten Persohn, aufgefordert durch lebhafte Teilnahme an den Ruhm, der Ehre und der wohlfahrt Euer Königl. majäståt Staten und armee, und endlich aufgefordert durch die täglig imer bedenkligere lage

und gefährliger werdende Schritte, welche Frankreich sich in militarischer Rücksicht hier gegen Euer Kögl. majestat grentzen erlaubet, muß ich endlich mein hertz zu den Füßen des Königes meines HErrn auß schütten; muß als treuer und grau gewordener diner von högst dehro erhabnen hauße meine ansichten unsrer lage gegen Frankreich zum ersten und zum letzsten mahle – zu Euer majestad Füßen legen.

Geruhen allerhögst dieselben, diese ehrerbitige ansicht nicht allein gnädigst auf zu nehmen, sondern auch eine gnädige aufmerksahmkeit zu würdigen; sie verdinen letzsters gantz besonders.

Frankreich meint es mit keiner Puissance redlig und gut – am allerwenigsten mit Euer Königl. Majested – als der einzigen macht, die sein Eroberungs und unterjochungs System in teutschland noch allein im wege steth. es verbirgt sogar seine absicht nicht – den wen gleich es mit unter süße vorspigelung macht, so widersprechen alle seine Handlungen gegen Euer Königl. Majestädt diesen grade zu. Die invasion von Hanower, der letzste gewaldsame Durchmarsch durch anspachsche – und die erst kürtzlig Neuberische besetzung von Essen und Werden – so wie der gantze arogante ton, den der francoische monarch sich erlaubt, beweisen Euer Kögl. Majestedt gewiß mehr als zu sehr, waß ich zuvor gesagt habe. Alle treue untertanen Euer Kögl. Majestedt – alle ächte Preußen – und die armee besonders hat daß herabwürdigende dieser französischen Demarchen tif gefühlt, und fühlt sie noch, und alles wünscht die gekränkte national Ehre bald – recht bald – blutig zu rächen.

Wer daß betragen und benehmen Frankreichs Euer Königl. Magistedt auß einem andern gesichtspunkt darstellt – wer Euer Königligen Majestäd zu fortwährenden nachgeben – zum Friden mit dieser nation räth – der ist entweder sehr – sehr gutmüttig, sehr kurtzsichtig, oder er ist mit Franzoisischem gollde

erkauft. Fragen Euer Köngl. majestad nur Ihre aufgeklärtesten, ihre talentvollsten – ihre treusten – ihre kraftvollsten Diner, den Staatsminister von Hardenberg, den General Lieutenant von Rüchell, den Generall der Cavallerie Graff von d. Schulenburg, den Staatsminister von Stein, und ich verbürge es mit meinem leben, alle diese Männer werden Euer Kögl. Majestadt eben daß sagen – waß ich hir in allertiffster Devotion ehrerbitigst vorzustellen wage.

Jeder tag früher wo wihr Frankreich den Krig erklären – ist der größte gewin vor Euer Königl. Majestadt, den mit ieder Stunde befestiget der französische Kaiser sein ansehen, seinen einfluß – seine usurpirte Sterke mehr – organisiert seine armèen beßer – schafft sich mehr tributaire Könige und Fürsten, erprest sich mehr Resourcen. Führen Euer Königl. majestad nur selbst unsre brawe armee, die von den Wunsch glüht – die franzosen zu bekrigen und die Menschheit an diese Reuber zu rächen, und in der kein Tambour ist, der diesen Feind nicht haße – verachte – und im voraus des Siges gewiß sey; den unglaublig – und größer als Euer Königl. Majestad es sich denken können, ist der Haß und verachtung der armèe gegen die Francosen – und nur ein Wunsch existiert in ihr – recht balldiger – blutiger Krig gegen diese nation.

Nur eine glücklige Schlacht – und wir haben allirte, gelld und Resourcen, von allen orten und Enden Europens; Rusland, Engeland, Schweden, der größte Teil des teutschen Reichs, und selbst Östreich werden sich an unseren sigreichen Fahnen gerne anschlißen, gerne die Ehre mit uns teillen wollen – besiger der Franzosen zu sein. Und welch ein Ruhm vor Euer Magested! – welch ein Ruhm vor unsre brawe armèe, jene Reuber Horden zu demüttigen, die bißher weit mehr durch List und durch daß elende Benehmen ihrer gegner sigten als durch

Tapfferkeit; den nie überwinden sie ein Preusisches heer, – und nie werden sie uns überwinden.

Kommen Euer Königl. Magistad nur in die Mitte Ihrer brawen armée – führen Euer Magistad uns nur Zur Ehre und zum Sige – hören Euer Königl. Magistedt nuhr selbst den Rath und die Ideen erprobter und krafftvoller, für Ihren Ruhm besorgter Generalle und den Eignen hohen Preusischen Durst und Ruff nach Ruhm und Ehre, der in Euer Königl. magistad brust wohnt, und wir werden immer siegen – wir werden die Schönen, ehren vollen Zeitten Friedrichs des Großen und des großen Churfürsten wieder empohr blühen – werden unser Vaterland, werden den Namen Preußen wider geehrt – und unsere armee wider gefürchtet und geehrt sehen. Diß gebe Gott der Allmegtige, den wir unter Euer Köngl. Magistadt Führung fest vertrauen, und mit diesem heißen Wunsch lebe und Sterbe ich mit der ehrfurchtvollsten Devotion für Euer Königl. Magistedt, und für aller högst dehro Ruhm und wollfahrt, als

Euer königligen Magistadt
allerunterTänigst treu gehorsamster knecht
G. Blücher.

2

Stargard, 18. Juli 1809.

Alle Nachrichten, so mir zukommen, bestätigen die mißliche Lage der französischen Armee, wenngleich der Kaiser Napoleon Scheinvortheile durch den Übergang über die Donau errungen, so kömmt seine Armee nun in ein Land, wo sie angefeindet wird und wo sein Gegner dagegen alle mögliche Unterstützung erhält und seine Subsistance erleichtert wird.

Ganz Baiern ist gleichsam von Insurgenten überschwemmt.

Chatteler[1] maneuvrirt mit dem glücklichsten Erfolg, die Verbündeten[2] werden lau und die ersten Niederlagen der Franzosen bringen ihren Entschluß, den Kaiser zu verlassen, zur Reife. Der Herzog von Abrantes[3] ist geschlagen, General Am Ende steht mit einem Corps von 8000 Mann in Saxen, der König in Westphalen hat gleichfalls gelitten, die Engländer sind der Angabe nach mit 30,000 Mann gelandet; dieses Alles gewährt eine ruinöse Ansicht der französischen Armee. Allergnädigster König, gewähren Sie die Bitte eines in Ihrem Dienst grau gewordenen Mannes, der so ehrlich, wie er Ihnen von Herzen ergeben ist, der bereit ist, sich für Sie aufzuopfern, und dessen heißester Wunsch darin besteht, seine letzten Lebenstage für Sie und Ihre Macht nützlich zu verwenden.

Genehmigen Ew. Königl. Majestät, daß ich mit einem Corps Ihrer Truppen über die Elbe gehen darf, so bürge ich mit meinem Kopf dafür, daß ich die von uns getrennten Provinzen wieder in Besitz nehme. Halten Ew. Königl. Majestät meine Ansichten nicht für übertrieben, sie sind es nicht; ich weiß, was ich mir jenseit der Elbe und in Westphalen zu versprechen habe und wozu ich täglich aufgefordert werde. Erwägen Sie, allergnädigster König, die Freude, so sich in den Hertzen Ihrer treuen Untertanen ergießen wird, wenn sie sehen, daß zu ihrer Befreiung so kräftig gewürkt wird, welche Versicherung Ew. K. M. der Grafschaft Mark gegeben, daß diese treuen Untertanen niemahls von der Preußischen Monarchie getrennt werden sollten. Welchen Dank wird Ihnen die ganze deutsche Nation zollen, wenn sie sieht, daß Sie entschlossen sind, sie von ihrem unerträglichen Joch zu befreien; wenn man die Hannoveraner und

[1] Chasteler, österreichischer General, in Tirol. — [2] Napoleons (die süddeutschen Rheinbundstaaten). — [3] Marschall Junot, 8. Juni bei Berneck.

Hessen die Versicherung giebt, daß sie ihren alten Fürsten wieder angehören sollen, so sind diese beiden Nationen gewonnen, so bringen sie Gut und Blut zum Opfer. Wenn die Truppen, so Ew. K. M. mir anvertrauen, 4 Wochen vom Tage des Überganges über die Elbe bezahlt sind, so will ich sie nachher verpflegen und besolden, und dieses soll ohne Murren der Bewohner geschehen.

Einen Waffenplatz werde ich mir ohne große Aufopferung zu verschaffen wissen.

Findet mein Vorschlag nicht den allerhöchsten Beifall, nun, so habe ich mein Hertz erleichtert und mein Abscheu, fremde Fesseln zu tragen, dargetan. Ich bin frei geboren und muß auch so sterben. Zeit, allergnädigster König, ist nicht zu verliehren, damit Feinde unsere Provinzen nicht auszehren und es schwer wird, sie dereinst aus ihren Händen zu erhalten.

3

Stargard, 9. Oktober 1809.

Mit dem innigsten Schmerz muß ich Ew. Königlichen Majestät die erhaltene Nachricht von dem Abschluß des für Österreich höchst nachteiligen Friedens[1] melden. Das Unglück, welches uns bevorsteht, ist schrecklich, da Napoleon sich bestimmt geäußert haben soll, die rückständigen Kontributionen selbst beitreiben zu wollen.

---

[1] Im Frieden von Wien (14. Oktober 1809) trat Österreich Salzburg und einen größeren Teil Oberösterreichs an Bayern; Neugalizien an Warschau; Oberkärnten, Krain, Görz, Triest, Istrien, Dalmatien, einen Teil Kroatiens an Frankreich ab, und gab Tirol, entgegen den feierlichsten Versprechungen des Kaisers Franz, an Napoleon preis. — „Die Erhebung der Völker Österreichs versank in Blut und Kot." Treitschke I 348.

Noch vor wenigen Monaten konnten E. K. M. der allgemeinen Sache aller Völker durch einen kühnen Entschluß den Ausschlag geben. Höchst schmerzhaft ist es mir, daß Sie, Allergnädigster Herr, meine dringend ehrerbietige Bitte verworfen haben, die ich aus wahrer unbegrenzter Anhänglichkeit wagte.

Die Wiederbesetzung des größten Teils E. K. M. Staaten durch die Franzosen ist nicht zu bezweifeln. Wir werden das Schicksal der Hessen haben und durch einen Federstrich Napoleons fallen. Wir haben also nichts mehr zu verlieren, denn ein ehrenvoller Tod ist besser als ein vor der Welt gebrandmarktes Leben. E. K. M. können noch sich, die Königliche Familie und das Land retten, wenn Sie uns die Waffen in die Hand geben. Mit weit geringeren Mitteln widerstand einst Friedrich der Große der Unterjochung, denn E. K. M. können auf eine Armee von 60,000 Mann, auf noch einmal so viel teils exerzierte teils waffenfähige Mannschaft und auf das ganze Land rechnen, welches gewiß lieber für seinen König fechten und sich auf seines Königs Stimme aufopfern als ein fremdes Joch tragen wird. Ganz Deutschland, dessen Freiheit am letzten Ende von E. K. M. gehalten wird, kann und wird mit uns gemeinschaftliche Sache machen. Was könnten, was wollten wir nicht tun, wenn unser König nur sich unserer annehmen, nur mit uns kämpfen und lieber den Tod als Schmach teilen wollte! Ich, der ich meinem angeborenen König bis in den Tod getreu bleibe, ich verbürge mich, daß es gut gehen muß, wenn man nur die rechten Mittel ergreift...

Auf jeden Fall bitte ich E. K. M. um Verhaltungsbefehle, wie ich mich benehmen soll, was aus den Truppen in der Mark werden wird, wohin ich sie schicken soll, wenn der Feind Berlin wieder besetzt und jene Truppen in mein Gouvernement kom-

men. Alle diese Fälle, welche ich bestimmt vorauszusehen glaube, dürfen nicht unerwartet kommen, wenn ich nicht gegen die Intentionen E. K. M. handeln soll.

Kein falscher Ehrgeiz, keine verkehrte Ansicht, nicht die Ahnung der Möglichkeit, meinen König und Herrn durch verderbliche Ratschläge in den Abgrund zu stürzen, wie so viele leidige Ratgeber der Könige, die den natürlichen Mut und die Entschlossenheit meines grenzenlos geliebten Monarchen durch Kleinmütigkeit und verkehrte Liebe, das Land zu schonen, irrezuleiten suchten, sondern allein der innigste Wunsch, das Königliche Haus auf dem Thron zu erhalten und unser armes Land nicht unter die Füße getreten zu sehen, leiten mich bei meiner alleruntertänigsten Bitte. Die bisherigen Begebenheiten, der aus sicherer Quelle erfahrene Entschluß Napoleons und die Überzeugung, daß dieser Kaiser E. K. M. Staaten gebraucht, um Westfalen fest zu stellen, daß er Ihnen, Allergnädigster Herr, weder die rückständige Kontribution noch so manches andere erlassen und endlich in jedem Falle einen Vorwand finden wird – diese Überzeugung zwingt mich, E. K. M. diese Vorstellungen zu Füßen zu legen. Geruhen Sie, Allergnädigster König, mir nur einen Strahl von Hoffnung zu geben, so werde ich mich beruhigen. Warum sollten wir uns denn geringer als die Spanier und Tiroler achten! Wir haben größere Hilfsmittel als sie. Wenn wir unseren Herd zu verteidigen wissen, so werden wir es wert sein, fortzudauern. Unwert der Fortdauer werden wir untergehen.

4

24. Juni 1815.

Ich bitte nun alleruntertänigst die Diplomatiker anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit

seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. E. M. werden als Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden, und auch wir werden die Früchte unsrer Anstrengungen genießen, wenn wir nicht mehr nötig haben, immer mit gezücktem Schwerte dazustehn.

5

Aachen, 20. November 1815.

... Bei meinem Abgang von der Armee kann ich nicht umhin, E. K. M. für die mir erzeigte Gnade und geschenkte Güte nun alleruntertänigst zu danken und die Armee fortwährend E. K. M. Gnade und unmittelbaren Schutz zu empfehlen. Die Zeit, wo E. K. M. Paris verließen, bis jetzt, hat vielleicht zu den unangenehmsten meines Lebens gehört. Von unentschlossenen und schwankenden Diplomaten abhängig, habe ich recht gefühlt, wie traurig und nachteilig es ist, von Premierministern abzuhängen, und wie zerstörend für die Armee, wenn dieser Einfluß fortdauerte und E. K. M. nicht die unmittelbare Leitung der Armee beibehielten.

Überhaupt ist es wohl die höchste Zeit, daß diese sonderbare Versammlung, die bis jetzt unter dem Namen der bevollmächtigten Minister der verbündeten Höfe Europa beherrschte[1], aufhört und daß die Männer, die zwar nur Untertanen, doch unter diesem Titel ihre eigenen Monarchen beherrschten und Gesetze geben, wieder in ihre vorigen Schranken zurücktreten, um so mehr, da ihr elendes Machwerk sie in der Meinung der ganzen Welt zurückgesetzt hat, und Preußen und Deutschland, trotz seiner Anstrengungen, immer wieder als das betrogene

[1] Der Wiener Kongreß.

vor der ganzen Welt dasteht und Englands Einfluß auf Deutschland sich ganz fest begründet.[1]

Sebastian Münster: Von dem Elsaß und seiner großen Fruchtbarkeit, dem kein Land am Rheinstrom mag verglichen werden

1553

Nun wie fruchtbar das Elsaß sei, magst du daraus merken, daß in dem engen Begriff alle Jahr ein solich groß Gut von Wein und Korn gefalt, daß nit allein darvom seine Inwohner, der trefflich viel seind, zu leben haben, sunder man führt daraus mit Schiffen und Wägen den köstlichen Wein in Schweizerland, Schwabenland, Bayerland, Niederland, ja Engelland. Im Sunggöw, ja im ganzen Elsaß uf der Ebne wächst ein groß Gut von Korn, darvon Lothringen, Burgund und Schweizerland auch zu essen haben. An den Bergen kocht sich der gut Wein, und uf der Ebne wächst das Korn und viel fruchtbarer Obstbäum. Man findt auch ganz Wäld mit Kösten (Kastanien) Bäumen in den Bergen. Darzu weißt man wohl, wie so groß Gut jährlich von Silber in dem Lebertal gegraben wird. Es seind do nit minder dann 30 Silbergruben, die haben all ihre besondere Namen ... Weiter was köstlicher Weid in diesem Gebirg gefunden wird, zeigen an die guten Münster Käs', so man daraus bringt. Und daß ich es mit kurzen Worten sag, es ist in dem ganzen deutschen Land kein Gegenheit, die diesem Elsaß möcht verglichen werden. Man findt wohl Länder

[1] Ein großer Teil der Originale von Blüchers Briefen ist nur schwer erreichbar; eine wissenschaftliche Gesamtausgabe fehlt noch; daher mußten die Briefe Nr. 2—5 in der Fassung wiedergegeben werden, die sie durch ihre Herausgeber Pertz, Colomb, Pierson und Unger erfahren haben.

in Deutschland, do guter Wein wachst, der sich dem Elsasser vergleicht, sie haben aber nit darbei solichen vollen Brotkasten und lustige Obstgärten wie das Elsaß. Dann in diesem Land findest du an dem Gebirg kein Ort, das nit erbauen sei mit Flecken, Weingärten oder Äckern. Aber am Rhein ist es an manchem Ort sumpfig, hat do selbigen gute Weid für das Vieh. Dies Land ist also wohl mit menschlichen Wohnungen erbauen, daß darin sechsundvierzig Städt' und Städtlin, die all ummauert seind, gefunden werden und fünfzig Schlösser auf den Bergen und der Ebne gebauen. Der Dörfer aber und Weiler ist kein Zahl ... Man findt nit einerlei, sunder mancherlei Volk in diesem Land. Aus Schwaben, Bayern, Burgund und Lothringen laufen sie darin und kommen selten wieder daraus. Die Schwaben werden am meisten da gefunden. Man laßt jedermann darin sitzen, der das Erdreich will helfen bauen.

Aus dem „Cherubinischen Wandersmann" des Angelus Silesius (1657)

Blüh auf, gefrorner Christ, der Mai ist für der Tür:
Du bleibest ewig tot, blühst du nicht jetzt und hier.

Die Braut verdient sich mehr mit einem Kuß um Gott,
Als alle Mietlinge mit Arbeit bis in Tod.

Gott ist nur eigentlich: er liebt und lebet nicht,
Wie man von mir und dir und andren Dingen spricht.

Gott ist so viel an mir, als mir an ihm gelegen,
Sein Wesen helf ich ihm, wie er das meine, hegen.

Gott hat nicht Unterscheid, es ist ihm alles ein:
Er machet sich so viel der Flieg als dir gemein.

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd ich zunicht, er muß von Not den Geist aufgeben.

Gott ist ein lauter Nichts, ihn rührt kein Nun noch Hier:
Je mehr du nach ihm greifst, je mehr entwird er dir.

In Gott ist alles Gott: ein einzigs Würmelein,
Das ist in Gott so viel als tausend Gotte sein.

Gott gleicht sich einem Brunn: er fleußt ganz mildiglich
Heraus in sein Geschöpf und bleibet doch in sich.

Gott ist ein Geist, ein Feur, ein Wesen und ein Licht,
Und ist doch wiederum auch dieses alles nicht.

Gott ist noch nie gewest und wird auch niemals sein
Und bleibt doch nach der Welt, war auch vor ihr allein.

Man redt von Zeit und Ort, von Nun und Ewigkeit:
Was ist dann Zeit und Ort und Nun und Ewigkeit?

Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit,
So du nur selber nicht machst einen Unterscheid.

Nichts ist, als ich und du: und wenn wir zwei nicht sein,
So ist Gott nicht mehr Gott und fällt der Himmel ein.

Nichts ist, das dich bewegt, du selber bist das Rad,
Das aus sich selbsten läuft und keine Ruhe hat.

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden,
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.

Je mehr du dich aus dir kannst austun und entgießen:
Je mehr muß Gott in dich mit seiner Gottheit fließen.

Das Wesen Gottes macht sich keinem Ding gemein
Und muß notwendig doch auch in den Teufeln sein.

Du sprichst, du wirst noch wohl Gott sehen und sein Licht:
O Narr, du siehst ihn nie, siehst du ihn heute nicht.

Gott selber, wenn er dir will leben, muß ersterben:
Wie denkst du ohne Tod sein Leben zu ererben?

Ich sterb und leb auch nicht: Gott selber stirbt in mir:
Und was ich leben soll, lebt er auch für und für.

Ich sterb und lebe Gott: will ich ihm ewig leben,
So muß ich ewig auch für ihm den Geist aufgeben.

Ich glaube keinen Tod: sterb ich gleich alle Stunden,
So hab ich jedesmal ein besser Leben funden.

Der Tod, aus welchem nicht ein neues Leben blühet,
Der ists, den meine Seel aus allen Töden fliehet.

Tod ist ein selig Ding: je kräftiger er ist,
Je herrlicher daraus das Leben wird erkiest.

Ich muß Maria sein und Gott aus mir gebären,
Soll er mich ewiglich der Seligkeit gewähren.

Ich selbst muß Sonne sein, ich muß mit meinen Strahlen
Das farbenlose Meer der ganzen Gottheit malen.

Du selber machst die Zeit: das Uhrwerk sind die Sinnen;
Hemmst du die Unruh nur, so ist die Zeit von hinnen.

Der Weise, wann er stirbt, begehrt in Himmel nicht:
Er ist zuvor darin, eh ihm das Herze bricht.

Wer in der Hölle nicht kann ohne Hölle leben,
Der hat sich noch nicht ganz dem Höchsten übergeben.

Gott sind die Werke gleich; der Heilge, wann er trinkt,
Gefället ihm so wohl, als wann er bet't und singt.

Mensch, alles was du willst, ist schon zuvor in dir:
Es lieget nur an dem, daß dus nicht wirkst herfür.

Die Rose, welche hier dein äußres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.

Die Ros ist ohn Warum, sie blühet, weil sie blühet,
Sie acht't nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.

Der Regen fällt nicht ihm, die Sonne scheint nicht ihr;
Du auch bist anderen geschaffen und nicht dir.

Gott gibet so genau auf das Koaxen acht,
Als auf das Direliern, das ihm die Lerche macht.

Dies alles ist ein Spiel, das ihr die Gottheit macht:
Sie hat die Kreatur um ihretwilln erdacht.

Ihr Menschen, lernet doch von Wiesenblümelein,
Wie ihr könnt Gott gefalln und gleichwohl schöne sein.

Freund, solln wir allesamt wie immer Eines schrein,
Was wird das vor ein Lied und vor Gesinge sein?

Freund, es ist auch genug. Im Fall du mehr willst lesen,
So geh und werde selbst die Schrift und selbst das Wesen.

Jacob Grimm: Über den Purismus

Gegen die Puristen, wie sie heutigestags unter uns aufgetreten sind, wird sich jeder erklären, der einen richtigen Blick in die Natur der deutschen Sprache getan hat. Sie wollen nicht nur alles Fremde bis auf die letzte Faser aus ihr gestoßen wissen, sondern sie überdem durch die gewaltsamsten Mittel wohllautender, kräftiger und reicher machen. Die Gesinnung, welcher das Abwerfen des verhaßten Fremden recht ist und an sich selbst möglich scheint, verdient unbedenklich geehrt und gehegt zu werden, nur sollte man sich bescheiden, daß schon zur Ausmittelung der seit allen Zeiten eingeschlichenen undeutschen Wörter eine tiefe Forschung vorgehen müßte[1], wenn auch die noch jetzt tunliche Entfernung derselben eingeräumt werden könnte. Sodann muß mit Dank und Vertrauen anerkannt werden, wie die edle Natur unserer Sprache seit fünfzig Jahren so manches Unkraut ganz von selbst ausgejätet hat, und dies allein ist der

[1] Wörter wie Natur, Kirche, Altar, Person und dergleichen mit dem Christentum eingeführte sind leichter zu erkennen als andere, deren Fremdheit vielen sicher nicht beifällt, z. B. Preis, klar, fein usw., die vermutlich erst im dreizehnten Jahrhundert durch die Minnesänger aus dem Französischen (das Niederdeutsche vermittelte etwa) entlehnt wurden und zur Galanteriesprache gehörten.

rechte Weg, auf dem es geschehen soll; ihr sind alle Gewächse und Wurzeln in ihrem Garten aus der langen Pflege her bekannt und lieb, eine fremde Hand, die sich dareinmischen wollte, würde plump mehr gute Kräuter zerdrücken und mitreißen, als schädliche ausrotten, oder würde mit stiefmütterlicher Vorliebe gewisse Pflanzen hervorziehen und andere versäumen. [Abstrakte Wörter, d. h. Geistigwerdung sinnlicher Wurzeln, entspringen nur mit den Ideen selbst. Nimmt eine Sprache fremde Wörter auf, so zeigt sie, entweder daß sie noch unreif für die damit verbundenen Begriffe ist oder daß ihr diese unnationell, unanständig sind. So erscheint als ein Vorteil, daß man die französische Hof- und Galanteriesprache bei ihren Wörtern gelassen; wären sie übersetzt worden, so müßte der Deutsche außer der Sache auch die Wörter übel empfinden. Der Gebrauch lateinischer Wörter in Wissenschaft und Philosophie erscheint auch nicht gerade ungünstig, vielmehr mag das Still- und gleichsam Brachliegen der deutschen Sprache durch lange Zeiten hindurch der darauf gefolgten Fruchtbarkeit und Frische nützlich geworden sein. Mit dem, wozu man sie wirklich braucht, gehen auch die neuen Wörter auf.] Der Geist aber, welcher gewaltet hat, wird auch inskünftige fühlen, wieviel des Fremden bleiben könne oder dürfe und wo die Zeit erscheine, da das noch Anstößige am besten abgelegt werde, wenn wir nur selbst Herz und Sinn, was die Hauptsumme ist, der das übrige nachfolgt, unserm Vaterland treu bewahren. Der andere Grundsatz neuer Sprachreinigung, durch Ausscheidung einzelner Buchstaben und Umlaute, sowie durch gezerrte Vervielfachung gewisser Bildungsmittel Wohllaut und Wortreichtum zu vermehren, scheint mir aufs höchste verwerflich. Wollte man ihm Raum geben, so würde unsere mit Ehren zum Mannesalter heranreifende Sprache, der die früheren vollen Formen jetzt nicht mehr an-

stehen, einer verlebten Schönheit gleichen, die sich durch falsche Künste jugendlich, durch Flitterstaat ansehnlich machen möchte und in welcher bald unser eigenes Bild nicht mehr zu erkennen wäre. Diese Sprachkünstler scheinen nicht zu fühlen, daß es kaum eine Regel gibt, die sich steif überall durchführen läßt; jedes Wort hat seine Geschichte und lebt sein eigenes Leben, es gilt daher gar kein sicherer Schluß von den Biegungen und Entfaltungen des einen auf die des andern, sondern erst das, was der Gebrauch in beiden gemeinschaftlich anerkennt, darf von der Grammatik angenommen werden. Es ist ein großes Gesetz der Natur, das auch in der Sprache Anomalien und Mängel neben den uns erkennbaren Regeln bestehen lassen will, ja es wäre ohne dieses keine Verschiedenheit und Besonderheit der aus einem Quell geflossenen Mundarten denkbar, wogegen die vollständige, gleichartige Entwicklung aller Wurzeln, wie jeder unmäßige Reichtum, wieder arm machen würde. Auf jeden Fall ist so viel einleuchtend, wenn man beabsichtigte, das Gebiet der jetzt vorhandenen Wörter und Formen zu erweitern, daß die gründlichste, durchdringendste Kenntnis aller Eigenschaften und Triebe der Sprache vorausgesetzt werden müßte, um die vermeintlichen Lücken und Schwächen von nicht bloß einer Seite zu beleuchten und die vorgeschlagene Ergänzung oder Besserung vernünftig zu berechnen. Was aber bisher zur Frage gebracht worden ist, scheint mir dürftig aus dem bloßen heutigen Bestand, vollends ohne alle eingehende Berücksichtigung der früheren Grundlagen, hergegriffen, und man kann sich selten dabei der Bedenklichkeit erwehren, warum gerade ein oder einige Gegenstände und nicht ebensogut viele andere angeregt werden sollen. Hunderte solcher neuen, ungetauften Wörter in Scharen zusammentreiben, ist keine besondere Kunst, nach weniger Zeit wären die Wörterbücher zwar um tausende reicher, aber der Verlust von zehn

Wurzeln und Formen, die wir vorzeiten wirklich einmal besessen, könnte durch den unwillkommenen Zuwachs nimmermehr ausgeglichen werden. Die Sprache hat mancherlei Schaden erlitten und muß ihn tragen. Die wahre, allein zuträgliche Ausgleichung steht in der Macht des unermüdlich schaffenden Sprachgeistes, der wie ein nistender Vogel wieder von neuem brütet, nachdem ihm die Eier weggetan worden; sein unsichtbares Walten vernehmen aber Dichter und Schriftsteller in der Begeisterung und Bewegung durch ihr Gefühl.[1]

Sobald die Kritik gesetzgeberisch werden will, verleiht sie dem gegenwärtigen Zustand der Sprache kein neues Leben, sondern stört es gerade auf das empfindlichste. Weiß sie sich hingegen von dieser falschen Ansicht frei zu halten, so ist sie eine wesentliche Stütze und Bedingung für das Studium der Sprache und Poesie.

Bei sorgsamem Lesen altdeutscher Quellen entdeckte ich täglich Formen und Vollkommenheiten, um die wir Griechen und Römer zu neiden pflegen, wenn wir die Beschaffenheit unsrer jetzigen Sprache erwägen; Spuren, die noch in dieser trümmerhaft und gleichsam versteint stehen geblieben, wurden mir allmählich deutlich und die Übergänge gelöst, wenn das Neue sich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittele dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Ähnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen.

---

[1] Goethe hat recht schön gesagt (Kunst und Altertum, 3, 51): „Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollte sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her."

Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugnis und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen, und jede an sich betrachtet vollkommnere, wie die indische oder griechische, wird sie für das Leben und den Gang der Sprache überhaupt in gleicher Weise lehrreich sein?

Emanuel Hiel: Oproep

1870

Lang zijn der Dietschers
Schoone gewesten
Gescheurd en gespleten
En weerlos gemaakt.
Lang worden Dietschers,
Zij ééns den besten
Mannen geheeten,
Miskend en verzaakt.

Voegt u te zamen
Zuiden en Noorden,
Vereenigt uw streven
Voor 't nieuwe gebied!
Staten en namen
Kan men vermoorden,
't Volk dat wil leven
Vernietigt men niet!

Vrij van gedachten
Machtig door werken,

Vol koenheid en blijheid
Beheerscht weer de zee!
Door uwe krachten
Wordt weer de sterken,
Voert tot de vrijheid
De volkeren meê.

Jacob Burckhardt: Auswärtige Politik der italienischen Staaten im Zeitalter der Renaissance

Wie die meisten italienischen Staaten in ihrem Innern Kunstwerke, d. h. bewußte, von der Reflexion abhängige, auf genau berechneten sichtbaren Grundlagen ruhende Schöpfungen waren, so mußte auch ihr Verhältnis zueinander und zum Ausland ein Werk der Kunst sein. Daß sie fast sämtlich auf ziemlich neuen Usurpationen beruhen, ist für ihre auswärtigen Beziehungen so verhängnisvoll wie für das Innere. Keiner erkennt den andern ohne Rückhalt an; dasselbe Glücksspiel, welches bei Gründung und Befestigung der eigenen Herrschaft gewaltet hat, mag auch gegen den Nachbar walten. Hängt es doch gar nicht immer von dem Gewaltherrscher ab, ob er ruhig sitzen wird oder nicht. Das Bedürfnis sich zu vergrößern, sich überhaupt zu rühren, ist allen Illegitimen eigen. So wird Italien die Heimat einer „auswärtigen Politik", welche dann allmählich auch in anderen Ländern die Stelle eines anerkannten Rechtszustandes vertreten hat. Die völlig objektive, von Vorurteilen wie von sittlichen Bedenken freie Behandlung der internationalen Dinge erreicht bisweilen eine Vollendung, in welcher sie elegant und großartig erscheint, während das Ganze den Eindruck eines bodenlosen Abgrundes hervorbringt.

Diese Ränke, Ligen, Rüstungen, Bestechungen und Verrätereien machen zusammen die äußere Geschichte des damaligen Italiens aus. Lange Zeit war besonders Venedig der Gegenstand allgemeiner Anklagen, als wollte es ganz Italien erobern oder allgemach so herunterbringen, daß ein Staat nach dem andern ihm ohnmächtig in die Arme fallen müsse. Bei näherm Zusehen wird man jedoch inne, daß dieser Weheruf sich nicht aus dem Volk, sondern aus der Umgebung der Fürsten und Regierungen erhebt, welche fast sämtlich bei ihren Untertanen schwer verhaßt sind, während Venedig durch sein leidlich mildes Regiment ein allgemeines Zutrauen genießt. Auch Florenz mit seinen knirschenden Untertanenstädten fand sich Venedig gegenüber in mehr als schiefer Stellung, selbst wenn man den Handelsneid und das Fortschreiten Venedigs in der Romagna nicht in Betracht zog. Endlich brachte es die Liga von Cambrai wirklich dahin, denjenigen Staat zu schwächen, den ganz Italien mit vereinten Kräften hätte stützen sollen.

Allein auch alle übrigen versehen sich des Allerschlimmsten zueinander, wie das eigene böse Gewissen es jedem eingibt, und sind fortwährend zum Äußersten bereit. Lodovico Moro, die Aragonesen von Neapel, Sixtus IV. hielten in ganz Italien die allergefährlichste Unruhe wach, der Kleineren zu geschweigen. Hätte sich dieses entsetzliche Spiel nur auf Italien beschränkt! Allein die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß man sich nach fremder Intervention und Hilfe umsah, hauptsächlich nach Franzosen und Türken.

Zunächst sind die Bevölkerungen selber durchweg für Frankreich eingenommen. Mit einer grauenerregenden Naivität gesteht Florenz von jeher seine alte guelfische Sympathie für die Franzosen ein. Und als Karl VIII. wirklich im Süden der Alpen erschien, fiel ihm ganz Italien mit einem Jubel zu, welcher ihm

und seinen Leuten selber ganz wunderlich vorkam. In der Phantasie der Italiener (man denke an Savonarola) lebte das Idealbild eines großen, weisen und gerechten Retters und Herrschers, nur war es nicht mehr wie bei Dante der Kaiser, sondern der capetingische König von Frankreich. Mit seinem Rückzug war die Täuschung im ganzen dahin, doch hat es noch lange gedauert, bis man einsah, wie vollständig Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. ihr wahres Verhältnis zu Italien verkannten und von welch untergeordneten Beweggründen sie sich leiten ließen. Anders als das Volk suchten die Fürsten sich Frankreichs zu bedienen. Als die französisch-englischen Kriege zu Ende waren, als Ludwig XI. seine diplomatischen Netze nach allen Seiten hin auswarf, als vollends Karl von Burgund sich in abenteuerlichen Plänen wiegte, da kamen ihnen die italienischen Kabinette von allen Seiten entgegen, und die französische Intervention mußte früher oder später eintreten, auch ohne die Ansprüche auf Neapel und Mailand, so gewiß als sie z. B. in Genua und Piemont schon längst stattgefunden hatte. Die Venezianer erwarteten sie schon 1462. Welche Todesangst Herzog Galeazzo Maria von Mailand während des Burgunderkrieges ausstand, als er, scheinbar sowohl mit Ludwig XI. als mit Karl verbündet, den Überfall beider fürchten mußte, zeigt seine Korrespondenz in schlagender Weise. Das System eines Gleichgewichtes der vier italienischen Hauptstaaten, wie Lorenzo magnifico es verstand, war doch nur das Postulat eines lichten, optimistischen Geistes, welcher über frevelnde Experimentalpolitik wie über florentinischen Guelfenaberglauben hinaus war und sich bemühte, das Beste zu hoffen. Als Ludwig XI. ihm im Kriege gegen Ferrante von Neapel und Sixtus IV. Hilfstruppen anbot, sagte er: „Ich vermag noch nicht, meinen Nutzen der Gefahr ganz Italiens vorzuziehen; wollte Gott,

es fiele den französischen Königen niemals ein, ihre Kräfte in diesem Lande zu versuchen! Wenn es dazu kommt, so ist Italien verloren." Für andere Fürsten dagegen ist der König von Frankreich abwechselnd Mittel oder Gegenstand des Schreckens, und sie drohen mit ihm, sobald sie aus irgendeiner Verlegenheit keinen bequemern Ausweg wissen. Vollends glaubten die Päpste, ohne alle eigene Gefahr mit Frankreich operieren zu dürfen, und Innocenz VIII. meinte noch, er könne schmollend sich nach dem Norden zurückziehen, um von da mit einem französischen Heer als Eroberer nach Italien zurückzukehren.

Denkende Menschen sahen also die fremde Eroberung schon lange vor dem Zuge Karls VIII. voraus. Und als Karl wieder über die Alpen zurück war, lag es erst recht klar vor aller Augen, daß nunmehr eine Ära der Interventionen begonnen habe. Fortan verflicht sich Unglück mit Unglück, man wird zu spät inne, daß Frankreich und Spanien, die beiden Hauptintervenienten, inzwischen moderne Großmächte geworden sind, daß sie sich nicht mehr mit oberflächlichen Huldigungen begnügen können, sondern um Einfluß und Besitz in Italien auf den Tod kämpfen müssen. Sie haben angefangen, den zentralisierten italienischen Staaten zu gleichen, ja dieselben nachzuahmen, nur in kolossalem Maßstab. Die Absichten auf Länderraub und Ländertausch nehmen eine Zeitlang einen Flug ins Unbedingte hinaus. Das Ende aber war bekanntlich ein totales Übergewicht Spaniens, welches als Schwert und Schild der Gegenreformation auch das Papsttum in eine lange Abhängigkeit brachte. Die traurige Reflexion der Philosophen bestand dann einzig darin, nachzuweisen, wie alle die, welche die Barbaren gerufen, ein schlechtes Ende genommen hätten.

Offen und ohne alle Scheu setzte man sich im 15. Jahrhundert auch mit den Türken in Verbindung; es schien dies ein

Mittel politischer Wirkung wie ein anderes. Der Begriff einer solidarischen „abendländischen Christenheit“ hatte schon im Verlauf der Kreuzzüge bedenklich gewankt, und Friedrich II. mochte demselben bereits entwachsen sein; allein das erneute Vordringen des Orients, die Not und der Untergang des griechischen Reiches hatte im ganzen wieder die frühere Stimmung der Abendländer (wenn auch nicht ihren Eifer) erneuert. Hiervon macht Italien eine durchgängige Ausnahme; so groß der Schrecken vor den Türken und die wirkliche Gefahr sein mochte, so ist doch kaum eine bedeutendere Regierung, welche nicht irgend einmal frevelhaft mit Mohammed II. und seinen Nachfolgern einverstanden gewesen wäre gegen andere italienische Staaten. Und wo es nicht geschah, da traute es doch jeder dem andern zu – es war noch immer nicht so schlimm, als was z. B. die Venezianer dem Thronerben Alfons von Neapel schuld gaben, daß er Leute geschickt habe, um die Zisternen von Venedig zu vergiften. Von einem Verbrecher wie Sigismondo Malatesta erwartete man nichts Besseres, als daß er die Türken nach Italien rufen möchte. Aber auch die Aragonesen von Neapel, welchen Mohammed – angeblich von andern italienischen Regierungen aufgereizt – eines Tages Otranto wegnahm (1480), hetzten hernach den Sultan Bajazeth II. gegen Venedig. Ebendasselbe ließ sich Lodovico Moro zuschulden kommen; „das Blut der Gefallenen und der Jammer der bei den Türken Gefangenen schreit gegen ihn zu Gott um Rache“, sagt der Annalist des Staates. In Venedig, wo man alles wußte, war es auch bekannt, daß Giovanni Sforza, Fürst von Pesaro, der Vetter des Moro, die nach Mailand reisenden türkischen Gesandten beherbergt hatte. Von den Päpsten des 15. Jahrhunderts sind die beiden ehrenwertesten, Nikolaus V. und Pius II., in tiefstem Kummer wegen der

Türken gestorben, letzterer sogar unter den Anstalten einer Kreuzfahrt, die er selber leiten wollte; ihre Nachfolger dagegen veruntreuen die aus der ganzen Christenheit gesammelten Türkengelder und entweihen den darauf gegründeten Ablaß zu einer Geldspekulation für sich. Innocenz VIII. gibt sich zum Kerkermeister des geflüchteten Prinzen Dschem her, gegen ein von dessen Bruder Bajazeth II. zu zahlendes Jahrgeld, und Alexander VI. unterstützt in Konstantinopel die Schritte des Lodovico Moro zur Förderung eines türkischen Angriffs auf Venedig (1498), worauf ihm dieses mit einem Konzil droht. Man sieht, daß das berüchtigte Bündnis Franz' I. mit Soliman II. nichts in seiner Art Neues und Unerhörtes war.

Übrigens gab es auch einzelne Bevölkerungen, welchen sogar der Übergang an die Türken nicht mehr als etwas besonders Schreckliches erschien. Selbst wenn sie nur gegen drückende Regierungen damit gedroht haben sollten, so wäre dies doch ein Zeichen, daß man mit dem Gedanken halbenweges vertraut geworden war. Schon um 1480 gibt Battista Mantovano deutlich zu verstehen, daß die meisten Anwohner der adriatischen Küste etwas der Art voraussähen und daß namentlich Ancona es wünsche. Als die Romagna unter Leo X. sich sehr bedrückt fühlte, sagte einst ein Abgeordneter von Ravenna dem Legaten Kardinal Giulio Medici ins Gesicht: „Monsignore, die erlauchte Republik Venedig will uns nicht, um keinen Streit mit der Kirche zu bekommen, wenn aber der Türke nach Ragusa kommt, so werden wir uns ihm übergeben."

Angesichts der damals schon begonnenen Unterjochung Italiens durch die Spanier ist es ein leidiger, aber doch gar nicht grundloser Trost, daß nunmehr das Land wenigstens vor der Barbarisierung durch die Türkenherrschaft geschützt war. Sich selber hätte es bei der Entzweiung seiner Herrscher schwerlich vor diesem Schicksal bewahrt.

Wenn man nach all diesem von der damaligen italienischen Staatskunst etwas Gutes sagen soll, so kann sich dies nur auf die objektive, vorurteilslose Behandlung solcher Fragen beziehen, welche nicht durch Furcht, Leidenschaft oder Bosheit bereits getrübt waren. Hier gibt es kein Lehnswesen im nordischen Sinne mit künstlich abgeleiteten Rechten, sondern die Macht, welche jeder besitzt, besitzt er (in der Regel) wenigstens faktisch ganz. Hier gibt es keinen Geleitsadel, der im Gemüt der Fürsten den abstrakten Ehrenpunkt mit all seinen wunderlichen Folgerungen aufrecht hielte, sondern Fürsten und Ratgeber sind darin eins, daß nur nach der Lage der Dinge, nach den zu erreichenden Zwecken zu handeln sei. Gegen die Menschen, die man benützt, gegen die Verbündeten, woher sie auch kommen mögen, existiert kein Kastenhochmut, der irgend jemanden abschrecken könnte, und zu allem Überfluß redet der Stand der Kondottieren, wo die Herkunft völlig gleichgültig ist, vernehmlich genug von der wirklichen Macht. Endlich kennen die Regierungen, als gebildete Despoten, ihr eigenes Land und die Länder ihrer Nachbarn ungleich genauer, als ihre nordischen Zeitgenossen die ihrigen, und berechnen die Leistungsfähigkeit von Freund und Feind in ökonomischer wie in moralischer Hinsicht bis ins einzelste; sie erscheinen, trotz den schwersten Irrtümern, als geborene Statistiker.

Mit solchen Menschen konnte man unterhandeln, man konnte sie zu überzeugen, d. h. durch tatsächliche Gründe zu bestimmen hoffen. Als der große Alfonso von Neapel (1433) Gefangener des Filippo Maria Visconti geworden war, wußte er diesen zu überzeugen, daß die Herrschaft des Hauses Anjou über Neapel statt der seinigen die Franzosen zu Herren von Italien machen würde, und jener ließ ihn ohne Lösegeld frei und schloß ein Bündnis mit ihm. Schwerlich hätte ein nor-

discher Fürst so gehandelt und gewiß keiner von der sonstigen Moralität des Visconti. Ein festes Vertrauen auf die Macht tatsächlicher Gründe beweist auch der berühmte Besuch, welchen Lorenzo magnifico – unter allgemeiner Bestürzung der Florentiner – dem treulosen Ferrante in Neapel abstattete (1478), der gewiß in der Versuchung und nicht zu gut dazu war, ihn als Gefangenen da zu behalten. Denn daß man einen mächtigen Fürsten verhaften und dann nach Ausstellung einiger Unterschriften und andern tiefen Kränkungen wieder lebendig entlassen könne, wie Karl der Kühne mit Ludwig XI. zu Péronne tat (1468), erschien den Italienern als Torheit, so daß Lorenzo entweder gar nicht mehr oder ruhmbedeckt zurückerwartet wurde. Es ist in dieser Zeit, zumal von venezianischen Gesandten, eine Kunst der politischen Überredung aufgewandt worden, von welcher man diesseits der Alpen erst durch die Italiener einen Begriff bekam, und welche ja nicht nach den offiziellen Empfangsreden beurteilt werden darf, denn diese gehören der humanistischen Schulrhetorik an. An Derbheiten und Naivitäten fehlte es im diplomatischen Verkehr auch nicht, trotz aller sonst sehr entwickelten Etikette. Fast rührend aber erscheint uns ein Geist wie Machiavelli in seinen „Legazioni". Mangelhaft instruiert, kümmerlich ausgestattet, als untergeordneter Agent behandelt, verliert er niemals seinen freien, hohen Beobachtungsgeist und seine Lust des anschaulichen Berichtens.

Kaiser Friedrich III: Einweihungsfahrt auf dem Suezkanal

An Bord der „Grille", den 17. November 1869

Wir befinden uns nunmehr auf dem neuesten Wunderwerk unseres Zeitalters, weihen den Suezkanal ein

und fühlen, daß wir Zeugen eines Ereignisses sind, das für den Weltverkehr von ganz außerordentlicher Bedeutung sein wird und den Beweis liefert, was menschliche Einsicht, Ausdauer und Willenskraft vermögen. Gott gebe seinen Segen für die daraus erschlossenen Verkehrsquellen und für die neuen Unternehmungen, die sich notwendigerweise daran anschließen werden. Möchte doch Deutschland sich bald ähnlich großer Leistungen auf dem Gebiete der Verkehrswege rühmen können.

Die Abfahrt war auf sechs Uhr früh angesetzt, voran „l'Aigle" mit der Kaiserin Eugenie an Bord, dann „Greif" mit dem Kaiser von Österreich, darauf ich an Bord der „Grille", endlich der niederländische Dampfer mit Prinz und Prinzessin Heinrich der Niederlande, gefolgt von den Botschaftern und etlichen fünfzig anderen Dampfern.

Aber erst um halb zehn Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, weil ein der äußersten Vorsicht wegen vorausgesendetes ägyptisches Dampfschiff erst spät die Möglichkeit der Durchfahrt als zweifellos telegraphiert hatte. Wir fuhren nun in den Kanal ein, dessen Mündung zwei Obelisken, aus Fachwerk erbaut, bezeichnen.

Von diesem Augenblick ab bis zur Ankunft in Ismailia bot die Fahrt nichts anderes als den Blick auf einen gradlinig gezogenen Kanal, der durchweg von sandigen Ufern eingefaßt ist. Belehrend waren dabei die Mitteilungen eines der ersten französischen Ingenieure des Unternehmens, Mr. Laroche, der unseren Begleiter abgab. Dreimal geriet das eine der österreichischen Schiffe, „Elisabeth", auf den Sand und hielt uns sowie die sämtlichen Schiffe dadurch gehörig auf, sonst ging die siebenstündige Fahrt ohne Anstoß vonstatten; doch ward natürlich sehr vorsichtig gedampft.

Suez, den 20. November 1869

Die Kanalfahrt ist glücklich durchgeführt; keins der Schiffe, auf denen die Hauptbeteiligten sich befanden, hat irgendwelche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, und auch wo einige gefährliche Felsengen vorhanden waren, sind dieselben glücklich überschifft und durch beständiges Lotsen oder langsames Fahren überwunden worden.

Klar liegt nunmehr die Tatsache vor der ganzen Welt, daß man auch mit großen Schiffen aus dem Roten Meer in das Mittelländische gelangen kann, und es wird fortan der künftige Handel mit außerordentlichem Zeitgewinn auf der kürzesten Strecke aus Indien und dem Stillen Ozean nach Europa seine Bahn nehmen können.

Mit Tagesanbruch lichteten wir in den Bitterseen, in welchen gestern abend der Wind stark geweht und Wellenschlag uns geschaukelt hatte, die Anker. Dieses Becken, erst seit dem Frühjahr mit Seewasser angefüllt und bis dahin ein trockener Landstrich, gibt sich wahrhaftig schon das Ansehen eines wirklichen Meeres.

Obwohl vom Wüstensande eingefaßt, sieht die Landschaft dennoch nicht sandig oder kahl aus, weil hier stets eine eigentümlich rosige Beleuchtung herrscht, die zu allen Tageszeiten, ja selbst in der Dunkelheit, einen unbeschreiblich lebendigen Schimmer besitzt. – Sonst war rings um uns her kein lebendiges Wesen zu sehen, außer denen, die uns auf etwa zwanzig Dampfern umgaben.

Ich hatte mich bereits gestern abend den Majestäten an Bord ihrer Schiffe empfohlen; Kaiser Franz Joseph war sehr höflich und erwiderte auch noch später meinen Besuch.

Um zwölf Uhr gewahrten wir das kleine, recht unansehnliche Suez, reizend am Fuße malerischer Felsberge gelegen und von

den „blauen“ Fluten des „Roten“ Meeres bespült. Somit habe ich denn auch dieses Meer kennen gelernt, nachdem ich erst vier Wochen zuvor im Schwarzen gewesen und im Laufe des verstrichenen Sommers mich in den Fluten der Nordsee gebadet hatte. Ich kann nicht leugnen, daß in diesem Moment meine Blicke sich über des Roten Meeres Fluten mit einem kleinen Seufzer nach Osten richteten. War ich doch hier dem Zauber Indiens und des Himalaja so nahe gerückt, wie nie zuvor und wie es mir auch künftig niemals wieder im Leben gestattet sein wird!! Dann aber verscheuchen der Donner der Geschütze und das „Hurra“ der Mannschaften auf den Rahen der Ostindien-Transportschiffe und mehrerer anderer Fahrzeuge alle Sentimentalität, und es trat die prosaische Realität an uns heran, so rasch wie möglich an das Ausschiffen zu denken, weil ich der erste auf der Eisenbahn dem Vizekönig nachreisen sollte, um noch am heutigen Abend mich zur Nilfahrt einzuschiffen.

Die Fahrt auf dem Suezkanal bietet an sich keine Reize; nur der Umstand, daß die Wüste und der recht heimatliche Gefühle erweckende Sand wirklich einen Lichtschimmer besitzen, den man sehen muß, um ihn zu begreifen, läßt die leblose Landschaft weniger eintönig erscheinen. Nun könnte man glauben, daß bei einer zweieinhalbtägigen Wasserfahrt sich allmählich Langeweile einstellen müßte, dies war aber durchaus nicht der Fall, denn zunächst fanden wir alle willkommene Gelegenheit zum ungestörten Schreiben oder Lesen, und dann war unsere eng genug an Bord untergebrachte Gesellschaft keineswegs melancholisch gestimmt. Der Glanzpunkt dieser Tage für mich bleibt unstreitig der Anblick des arabischen Zeltlagers in Ismailia, und wird der Eindruck der hier empfangenen Bilder stets unzertrennlich von dem Gedenken der Suezkanaleröffnung

bleiben. Dieses Leben, so ganz verschieden von jeglichem Volksfest und Volkstreiben, das mir bis jetzt auf meinen mannigfachen Wanderungen vorgekommen, bot einen Reiz dar, der einzig in seiner Art bleibt.

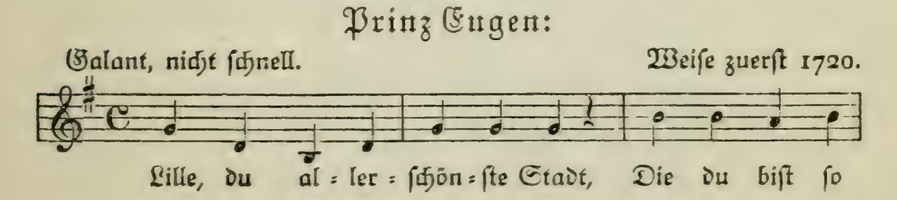
Die Märchenbilder aus der Kinderzeit fanden hier ein gut Stück Wirklichkeit, ohne daß eine Zutat von Einbildungskraft nötig gewesen wäre, und einige Stunden Lustwandelns in diesem orientalischen Getriebe geben jedem Neuankommenden ein klareres Bild des Lebens in der Levante, als es wochenlange Reisen vermögen. Dabei war es ein Glück für uns, daß wir dreimal herumwanderten, ohne daß unser Inkognito gebrochen ward, mithin sich alles ungestört und ungezwungen in seiner Natürlichkeit um uns her bewegte. Als dagegen der Khedive eine offizielle Umfahrt für uns alle veranstaltete und Fantasias auf Befehl vorgeführt wurden, sank sofort das Bild zu einer gemachten Sache herab.

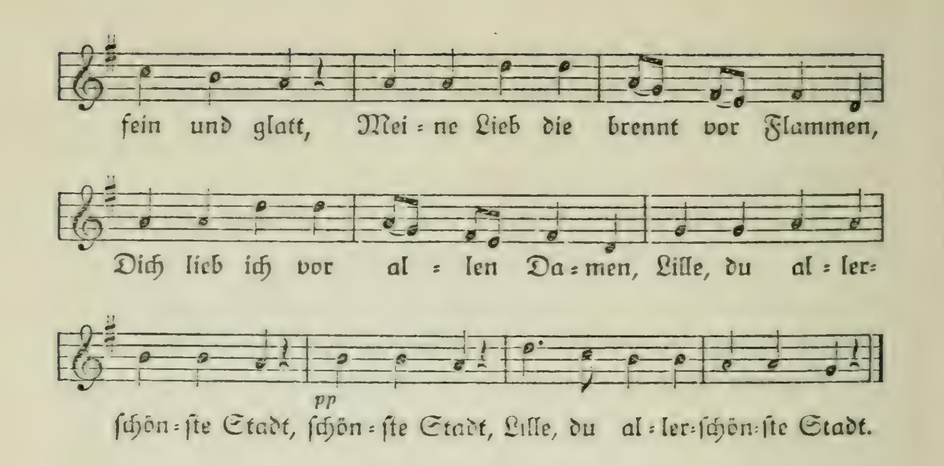
Besonders interessiert hat mich das vornehme Phlegma, mit dem Scheiks sowohl wie Vasallen und Sklaven sich bewegten und mit einer allerdings erklärlichen Geringschätzung aus ihren herrlichen Kaftans heraus auf unsere Zivilanzüge blickten. Der schwärzeste, zerlumpteste Mohr trägt hierzulande sein Hemd oder seinen Kaftan nebst „Abbaya" mit ebensoviel Würde wie der Edelmann.

Prinz Eugen und die Festung Lille

Etwa 1708

Prinz Eugen:





Festung Lille:

Lieber Herr, was saget Ihr?
Wer seid Ihr? was macht Ihr hier?
Was die Reuter, die Soldaten,
Eure tapfre Kameraden?
Liebster, das erzählet mir!

Prinz Eugen:

Ich bin der Savoyer Held,
Bekannt genug in aller Welt,
Prinz Eugenius genennet,
Der in deiner Liebe brennet,
Lille, meine allerschönste Braut!

Festung Lille:

Lieber Herr, fort packet Euch!
Gehet in das deutsche Reich,
Denn ich habe zum Galanten,
Zum Gemahl und Karessanten
König Ludwig von Frankreich.

Prinz Eugen:
Liebste, deine Schönheit groß
Ziehet mich in deinen Schoß.
Laß dich schrecken meine Waffen,
Mit Gewalt will ich bei dir schlafen,
Du magst sagen, was du willst.

Festung Lille:
Wollt Ihr handeln mit Gewalt,
Lieber Herr, nit dergestalt
Schalten möget Ihr und walten:
Boufflers der kann mich erhalten
Und beschützen meine Ehr.

Prinz Eugen:
Liebe, laß doch sagen dir:
Meine Stücke sind Mortier;
Bomben- und Granatenfeuer
Sollen sein dein Hochzeitfeuer,
Das ich dir zu Ehren halt.

Festung Lille:
Lieber Herr, von großer Macht,
Glaubet mir, es ist gesagt:
Meine Werk und Bastionen,
Zitadell und halbe Monden
Lachen und verspotten Euch.

Prinz Eugen:
Halt das Maul und schweige still!
Hör, was ich dir sagen will:

Hab ich nicht in Ungarlanden
Die Türken gemacht zuschanden,
Hunderttausend, noch viel mehr?

Festung Lille:
Lieber Herr, das glaub ich wohl,
Daß Ihr damals waret toll,
Aber Ihr habt nichts zu schaffen
Jetzo mit den fremden Affen,
Sondern mit der Franzen Blut.

Prinz Eugen:
Lille, sei nicht so stolz und frech,
Weise mich nicht von dir weg!
Sieh, ich will dich bombardieren,
Deine Mauern ruinieren
Und zerschießen Stein für Stein.

Festung Lille:
Ei so komm, mein Prinz, [ich will!]
Der du auch noch liebest Lille!
Gott der segne deine Waffen;
Die Holländer wirst du strafen
Und sie schlagen aus dem Feld.

Prinz Eugen:
Ihr Konstabler, frisch daran,
Feuert, hunderttausend Mann,
Donnert, daß es kracht in Flammen,
Lille, die schöne Stadt, zusammen,
Lille, das allerschönste Weib!

Festung Lille:
Meint Ihr denn, daß mein Vendôme
Mir nicht bald zu Hilfe komm,
Der mit hunderttausend Franzen
Die Holländer wird lernen tanzen
Aus dem edlen Flanderland?

Prinz Eugen:
Liebste, denk an meine Macht,
Alle Prinzen unveracht,
Glaube mir, das liebe Mailand
Und das auserwählte Deutschland
Hab quittiert aus Lieb zu dir.

Lille, mein allerschönstes Kind,
Warum bist du doch so blind,
Daß du mich nicht willst annehmen?
Tust du dich denn meiner schämen,
Oder sag, was fehlet dir?

Lille, mein Engel und mein Lamm,
Ich weiß dir ein'n Bräutigam,
Carolus, der weltbekannte,
Ich bin nur sein Abgesandte
Und des Kaisers General.

Festung Lille:
Ei wohlan, so soll es sein!
Carolus sei der Liebste mein;
Denn der Ludewig veraltet,
Und die Lieb ist ganz verkaltet,
Karl ist noch ein junger Held.

Masurische Sagen

Das Teufelswerder

In der Mitte des Spirdingsees liegt ein kleines Eiland, das Teufelswerder. Es besteht aus einem steilen und ziemlich hohen Berge, und begreift etwa drittehalb preußische Hufen in sich. Der Boden ist fast durchweg sandig und wird beinahe gar nicht zum Ackerbau benutzt. Den Bewohnern des gegenüberliegenden Dorfes Eckersberg zeigt es, je nachdem es näher oder entfernter scheint, die bevorstehenden Veränderungen des Wetters an. Diese Insel ist von bösen Geistern bewohnt, woher sie denn auch ihren Namen erhalten. Bald zeigen dieselben sich in Gestalt von Löwen, bald von schwarzen Hunden, bald unter anderen Formen, necken die Menschen, die in die Nähe kommen, und fügen ihnen allerlei Schaden zu. Der Geschichten, die die Umwohner des Sees und vor allem die Bienenbeutner, die ihre Beuten auf dem Werder halten und des Sturmes halber oft drei und mehr Nächte darauf festgehalten werden, hiervon zu erzählen wissen, sind unzählige. Besonders aber haben die Gespenster es auf die Fischer abgesehen, denen sie bald die Netze zerreißen, bald große Schätze zeigen, die, wenn jene sie nach langer Mühe endlich heben wollen, plötzlich verschwinden oder sich in unbrauchbare Dinge verwandeln.

Die Kirche zu Engelstein

Eine Meile von Angerburg liegt das Dörflein Engelstein mit einer Kirche darinnen. Anfangs stand das Dorf nicht an seinem jetzigen Orte, sondern eine halbe Meile weiter an dem See Rösau, wo sich die Spuren noch finden. Es hatten nämlich die Begründer des Dorfes von dem Deutschen Orden ein Stück Wald von 64 Hufen gekauft. Wie sie nun den Wald ausrodeten, da fanden sie mitten darin eine lichte Stelle, die

ganz wie eine Kirche aussah, mit vier Wänden und einer Tres-kammer. Sie war 36 Fuß lang und 24 breit, und die Sakristei maß 12 Fuß in die Länge und 6 Fuß in die Breite. Die Wände waren von uralten Bäumen gebildet und ganz verwachsen. Da erkannten die Engelsteiner, daß sie hier ihre Kirche bauen und sich niederlassen sollten; sie brachen daher ihre Wohnungen und die Kirche am See ab und trugen sie in den Wald an die Stelle, wo sie jetzt noch stehen.

Der Konopka-Berg

Der Wirt Konopka aus dem Dorfe Ogonken, welches eine halbe Meile östlich von Angerburg gelegen ist, geht eines Abends bei hellem Mondschein aus dem Amte Angerburg, wo er tagüber Scharwerksdienste verrichtet hatte, einen Spaten in der Hand, nach Hause. Als er auf seinem Wege in die Nähe eines Berges kommt, sieht er, wie jemand auf einer Art Schlitten wiederholt den Berg aufwärts und abwärts fährt. Er kommt näher und wird gewahr, daß auf dem Schlitten eine alte Frau sitzt und ein Mann den Schlitten schiebt. Nahe herangekommen, fragt er verwundert den Mann, was er hier mache. Der Mann antwortet: „Ich bin der Teufel. Weil ich einen dummen Streich begangen habe, bin ich verurteilt, hier das alte Weib (bis zu ihrem Tode) bergauf und bergab zu fahren. Bergab gehts wohl, aber bergauf hab ichs so schwer, daß mir der Schweiß von der Stirne rinnt, wie du siehst. Doch es fällt mir ein, vielleicht könntest du mir helfen! Heute höre ich bald auf zu fahren, weil der Hahn gleich krähen wird; aber künftigen Donnerstag kannst du hier um elf Uhr abends eine tiefe Grube graben, und wenn ich dann mit dem Weibe den Berg herunter-komme, so werf ich sie, wie zufällig, in das Loch, und du kommst und vergräbst sie. Tu das, ich will dirs lohnen!"

Konopka bekreuzt sich und meint, mit dem Teufel wolle er nichts zu tun haben; doch schließlich läßt er sich bereden. Er gräbt die Grube, der Teufel wirft die alte Frau hinein, und Konopka verscharrt sie.

Und nun der Lohn. Der Teufel sagt: „Geld habe ich nicht, aber höre zu! Ich werde in Angerburg im Schlosse spuken. Dann kommst du und sagst, daß du mich bannen kannst; dafür verlange hundert Taler. Ich werde dann von dort fort nach Steinort mich ins Schloß begeben. Dort melde dich auch und verlange vom Grafen für die Bannung zweihundert Taler. Damit mußt du aber schon zufrieden sein und ja nicht weiter versuchen, mich zu vertreiben, wo ich auch sein sollte, sonst kann dirs schlecht gehen!"

Bald darauf heißt es: Im Angerburger Schlosse haust der Teufel, man kann da nicht mehr aushalten! Konopka meldet sich als Banner und erhält, nachdem er den Teufel vertrieben, hundert Taler. Der Teufel verließ aber das alte Schloß nicht durch die Tür, sondern er stieß eine Ecke der Wand aus und schlüpfte durch die so entstandene Öffnung, und bis heute noch sieht man an einer Ecke des Schlosses eine abgerissene Mauer. Nach kurzer Zeit spukt es im Schlosse Steinort, und der dortige Graf weiß sich nicht zu raten, nicht zu helfen. Konopka meldet sich bei ihm als Teufelsbanner und erhält, nachdem ihm die Bannung gelungen, zweihundert Taler.

Mit dem gewonnenen Gelde verbessert Konopka seine Wirtschaft und denkt nun ruhig zu leben. Das sollte aber nicht sein. Nach einem Jahre wird überall bekanntgemacht: Im Schlosse zu Berlin spuke der Teufel; es möge sich melden, wer ihn bannen könne. Konopka, eingedenk der Warnung des Teufels, bleibt still. Doch der Graf von Steinort meldet nach Berlin, daß der Bauer Konopka aus Ogonken bei ihm den Teufel vertrieben

habe, also auch dort das werde tun können. Sogleich wird Konopka nach Berlin gefordert, und ob er sich auch sträubt, er muß hin.

In Berlin angekommen, wird er sofort ins Schloß geführt und erhält den Auftrag, den Teufel zu bannen. In größter Verzweiflung bittet er um drei Tage Bedenkzeit, die ihm auch bewilligt wird. Überlegend, was zu tun und das Herz voll Sorge, treibt Konopka sich in den Straßen Berlins umher. Da fällt ihm am dritten Tage eine alte Frau in die Augen, die ganz so aussieht wie das Weib, welches der Teufel gefahren und er verscharrt hat. „Die ists, die kann mir helfen!" sagt er bei sich selbst, läßt sich mit der Frau in ein Gespräch ein und fragt sie nach ihrem Namen und ihrer Wohnung.

Getrosten Mutes geht er zum Schlosse und erklärt hier, daß er in der nächsten Nacht den Teufel vertreiben wolle, aber er brauche dabei die alte Frau, deren Namen und Wohnung er angibt.

Die Frau wird herbeigeholt. Konopka trinkt ihr fleißig zu, und die Mitternachtsstunde rückt heran. Als der Teufel sich polternd naht, reißt Konopka schnell die Tür auf und ruft ihm entgegen: „Da hast du dein Weib, ich habe sie nicht vergraben!" Der Teufel erschrickt, fängt an zu zittern und spricht: „Konopka, nimm sie zurück, ich werde auch von hier fortgehen und hier nie mehr spuken!" — „Mag es denn sein!" sagt Konopka, und der Teufel verschwindet.

So hatte Konopka den Teufel aus dem Berliner Schlosse vertrieben. Er erhielt zum Lohne sein Grundstück als schuldfreies Eigentum, auch Abgaben durfte er nicht zahlen. Der Berg aber, an welchem Konopka das alte Weib vergraben, wird seit jener Zeit der Konopka-Berg genannt.

Albrecht Schaeffer: In memoriam „Mimose"

Prothoe:
O, dir war besser,
In des Verstandes Sonnenfinsternis
Umherzuwandeln, ewig, ewig, ewig . . .
Kleist

Ein Schweißfuchs, dunkelbraun, mit einem Hauch von Rot,
Wie wenn das edle Blut das Fell durchleuchte,
(Gleichwie in Trauben, südlichen, gedörrten),
Feinhaarig dünnen Schweifs, hochaufgesetzt,
Auf kurzen Beinen schlanke Stämmigkeit,
Gedrungnen Halses, von der tiefen Schwanenbrust
Aufsteigend, rasch verjüngt zum kleinen Haupte
Mit diesen großen, funkelnd starren Augen,
Gläsernen (wie bei Käfern), und den breiten,
Großoffnen Nüstern, innen glühend von Rubin,
Und immer anmutvoll (uralter Würde
Erlauchter Ahnen eingedenk): im Stand die Füße
Leicht voreinander, und die Schenkel schwenkend,
Tänzelnd im Gang, wie Jephthas Tochter: Nie
Wird mir dein Wuchs vergessen sein, du zarte
Tochter der Wüsten, scheue, feurige,
Wie Samums Wirbel heiß, – wo bist du nun?

Damals Mimose mir genannt, als noch
Mein sanfter Schenkeldruck dich lenkte, einwärts
Die Wiesenpfade in die ewig grünen
Weiden Ostfrieslands; als das herzerschütternd
Mächtige Trommeln deiner kleinen Hufe
Unter mir dröhnte, wenn dein Bug im Sausen
Die hohen Halme schnitt, am Fuß der langen

Deiche, am Dollart hin, der stillen Bucht;
Als aus der tiefen, ehrnen, freudevollen Brust
Dein tapfres Wiehern aufbrach unter mir,
Unheimlich, unterirdisch, rollend, hin
Trompetend über Strand und Brandung, weit
Hinaus aufs Nordmeer; und als noch des Abends
Im dunklen Stalle ich in deine Nüstern,
Die zuckenden, mit Surenanfang leis
Einflüsterte das Nachtgebet: Im Namen
Des allbarmherzigen Gottes! möge friedlich
Mein Schlummer sein, wie es der deine sein wird! –

Mimose damals . . . Aber seit auch dich,
Des Morgenlandes heimatlos gewordnes Kind,
Gehorsam – den zu weigern je dir fremd war –
Einforderte zum Dienste für das fremde,
Harterdige Land (o weiche Sandbahn endlos
Flutender Wüstenei!), zu bluten und zu sterben
Vielleicht, für Unbekanntes, nur gehorsam:
Deucht mir ein andrer, löwenhafter Name
Dir ziemlicher. Mag sein, du moderst schon
Auf windiger Steppe grablos; doch dein Geist,
Leicht nun wie Düfte des Mimosenstrauchs,
Trägt Heldengeister weiter schlachtwärts, schnobernd
Und zitternd im Gehorsamsungestüm,
Dem preußischen. Penthesilea sollst du
Mir heißen jetzt, des Sängers eingedenk,
Des heimatlosen, glühenden, des Junkers
Heinrich von Kleist, der schuf die Amazone.

Auch du, jungfräulich starbst du. Kind, du hast
Mich sehr geliebt, ich weiß es, und das Auge

Des blonden Fremdlings war der einzige Stern
Von allen, der dir wohlbekannt und traulich war.
Sein Schritt, der gleich erkannte, hob dein Haupt
Und dunkles Auge flugs, wenn er im Dämmer
Des Stalls erscholl, und seines Leibes fremdlicher
Geruch war süß dir, deine Wange fest
Zu scheuern an des Menschen Schulter, während
Die liebe Hand dir Hals und Kruppe klatschte.

Sei lebend oder tot: doch von uns einer
Wird tot sein, ehe wir uns wiedersehn,
Denn meine Zeit ist um. Aber ich will
Ein Bildnis von dir machen, dankbarlich
Der schönen Zeit geneigt, allwo dein immer
Verträumter Geist, in Liebe dumpf bewußt,
Mir gern gehorsam war, du unerlöste
Schwester Gülnares! daß du wieder lebest
Im Herzen guter Menschen, welche wissen:
Weit voneinander wohnen Mensch und Mensch,
Wo aber Güte ist, Vertraun, Gehorchen
Und Dankbarkeit, da ist nicht Mensch, nicht Tier,
Sondern ist Ewiges; dem Gang der Sterne
Verschwistert und der Blume Lieblichkeit.

*

Nachdem verzehrt die karge Abendspeise
(Schwarzbrot, getunkt in Zuckerbrei von Rotwein), –
Als vor den Reihen Pferden in der großen,
Nächtlichen Scheune, von Laternen matt erhellt,
Heuberge aufgeschüttet lagen, und sie fraßen, –
Ein letztes Mal der Brunnen klang, – die Stimmen
Der schon in ihren Mänteln lagernden

Dragoner spärlicher und leiser gingen,
Bald nur ein Seufzen und in langen Pausen
Der Schritt des Postens draußen in dem Schwarzen
Der Sommernacht: warf auch der Offizier
Sich nieder hinter seines Pferdes Hufen.
Die Stute stand, den linken Hinterfuß erhoben,
Den Kopf gesenkt ins Futter, ganz versunken
In ihre Müdigkeit.

Und noch von Sorge
Ergriffen sprang er wieder auf; sie hörte
Gleich auf mit Kauen, wandte sich und blickte
Aus trübem Auge, und er bückte sich
Zu ihren Vorderfesseln, traurig drin das Fiebern
Der heißen Sehnen spürend; wandte sich, warf sich
Wieder aufs Lager und wollte dies vergessen.

So kam viel andres. Um die vorgeschobne
Patrouille tief im feindlichen Land Besorgnis
So mancherlei; danach die alten Bilder:
Das Paar der Betten im verhangnen Zimmer,
Das eine leer, im andern, halbverhüllt,
Verlassenheit, zerwühlt und blond und lieblich . . .

Leis nagte Pein an den zerrittnen Gliedern.
Die Lider hoben sich.

Am Pfosten die Laterne
Schien grell, dahinter stand die schwarze Torfahrt,
Gewölbe, ausgeziert mit kleinen Sternen;
Schlaf lag am Boden, graue Haufen, darüber
Beine und Schweife und Kruppen der fressenden Pferde.
Doch wie er zu dem eignen aufwärts blickte,

Hatte sie längst den Hals gedreht und schaute
Starräugig her; es glänzte die Pupille,
Vom Licht getroffen. Lange blickte sie
So her; bis er das Auge schloß, und dieses
Zweimal und dreimal: immer wieder, tat er
Die Lider auf, kam, hergebogen magisch,
Langsam der Pferdekopf; die kleinen Ohren
Bewegten sich und standen spitz; das Auge
Suchte, die Lippen standen still; dann schnob es,
Wieherte zart; sein Atem strich.

Da stieg ihm nun,
Den Einsamkeit und Schlaf und Müdigkeit
Bezwang, im aufgebrochnen Herzen Süße auf
Wie Lindenduft, Baumkuppeln nächtig, Sterne;
Ein Brunnen plätscherte – und es war Heimat
Und Sommerfriedlichkeit – und eine Stimme
Sang auf und schwebte, klar wie ein Gestirn,
Dem Mond zureisend über leise nieder
Sinkende Silberwolken durch das Dunkel.

Er wollte noch einmal die Augen öffnen,
Als sei noch Dank zu sagen – wem nur, wem? –
Jedoch vermocht ers nicht; nur ein Verworrnes
Deucht' ihm im Finstern, wiesenhaft, und Duft
Von Heu, und Atem, und Geräusch
Von einem Pferde, das sich niederlegt
Beschwerlich.

Jählings fuhr er wieder auf,
Da alles grau war; dunkler Morgen. Unterm Tor
Ein Schatten stand, behelmt, eine Laterne
Gewaltig strahlend vor der Brust; der kam

Schwerfüßig, kniete bei ihm hin und las
Von einem Zettel Wichtiges und Kluges.
Stand auf und grüßte, löschte die Laterne
Und warf sich hin und seufzte und entschlief.

Draußen im Dunkel, wo die Frühe dampfte,
Standen jetzt drei Dragoner, ihm die Rücken
Zuwendend, rötlich grau im Lichtschein; jeder
Hielt auf dem hochgestellten Knie den Eimer
Voll Wasser, und vor jedem drängten sich
Drei, vier der Rosse; ihre weißen Blessen
Schimmerten seltsam; ihre Mäuler, schnobernd
Und prustend, suchten nach dem Wasser; zweie
Schlürften in langen Zügen; ihre Mähnen
Bewegte Frühwind gleichwie Gras; die Rücken
Schwanden im Dunkel.
Aber schon, indem er
Schlaftrunken hinsah, hob der Trinkenden eines
Den Kopf; das Wasser troff mit Feuerflocken
Vom Maul ihm; still stand Haupt und Auge. Wieder
Senkt' es den Nacken, wollte trinken, tats nicht,
Trat seitwärts, zauderte und riet. Am Ende
Fing es zu gehen an, und durch die grauen
Hügel der Schlafenden kam es herbei,
Behutsam tastend mit den Hufen, etwas
Emporgedreht den Kopf – wie Blinde wandern –
So bis zu ihm. Da senkt' es nun den Hals,
Zeigte die Zähne, blies und rang mit sich
Und wußte nichts, – was kam es nur, was wollt es? –
Doch stumm blieb alles. Endlich löste sich
Ein angstvoll weiches Wiehern, gleich verhallend. –

Der Mensch, allwissend, legte seine Hand
Ihm auf die warme Lippe, fühlte hier
Die samtne Haut, den Odem, und verstand:
Tier spricht zu Mensch; Mensch spricht zu Gott; Mensch
spricht wie Tier.

Graf Helmuth von Moltke: Die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres

Rede in der Reichstagssitzung vom 14. Mai 1890

Es kann Befremden erregt haben, daß neue und erhebliche Opfer für militärische Zwecke gefordert werden, eben jetzt, wo anscheinend der politische Horizont freier ist von drohenden Wolken, als selbst noch kurz zuvor, und wo wir von allen auswärtigen Mächten die bestimmte Versicherung ihrer friedlichen Absichten haben. Dennoch wollen Sie mir gestatten, mit wenigen Worten auf den Grad von Sicherheit hinzuweisen, welche für uns aus diesen Umständen hervorgehen kann.

Noch unlängst, meine Herren, ist von jener Seite des Hauses, allerdings von der äußersten Linken, wiederholt die Behauptung aufgestellt worden, daß alle unsere militärischen Vorkehrungen nur im Interesse der besitzenden Klasse erfolgen und daß es die Fürsten sind, welche die Kriege hervorrufen; ohne sie würden die Völker in Frieden und Freundschaft nebeneinander wohnen. Was nun vorweg die besitzende Klasse betrifft, – und das ist jedoch eine sehr große, sie umfaßt in gewissem Sinne nahezu die ganze Nation, denn wer hätte nicht etwas zu verlieren? – die besitzende Klasse hat ja allerdings ein Interesse an allen Einrichtungen, welche jedem seinen Besitz gewährleisten. Aber die Fürsten und überhaupt die Regierungen sind es wirklich nicht, welche in unseren Tagen die Kriege her-

beiführen. Die Zeit der Kabinettskriege liegt hinter uns – wir haben jetzt nur noch den Volkskrieg, und einen solchen mit allen seinen unabsehbaren Folgen heraufzubeschwören, dazu wird eine irgend besonnene Regierung sich sehr schwer entschließen. Nein, meine Herren, die Elemente, welche den Frieden bedrohen, liegen bei den Völkern. Das sind im Innern die Begehrlichkeit der vom Schicksal minder begünstigten Klassen und ihre zeitweisen Versuche, durch gewaltsame Maßregeln schnell eine Besserung ihrer Lage zu erreichen, eine Besserung, die nur durch organische Gesetze und auf dem allerdings langsamen und mühevollen Wege der Arbeit herbeigeführt werden kann. Von außerhalb sind es gewisse Nationalitäts- und Rassenbestrebungen, überall die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. Das kann jederzeit den Ausbruch eines Krieges herbeiführen, ohne den Willen der Regierungen und auch gegen ihren Willen; denn eine Regierung, welche nicht stark genug ist, um den Volksleidenschaften und den Parteibestrebungen entgegenzutreten, – eine schwache Regierung ist eine dauernde Kriegsgefahr. Ich glaube, daß man den Wert und den Segen einer starken Regierung nicht hoch genug anschlagen kann. Nur eine starke Regierung kann heilsame Reformen durchführen, nur eine starke Regierung kann den Frieden verbürgen.

Meine Herren, wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt, – wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder

aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Meine Herren, es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden, – und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert!

Nun, wo es sich um so große Dinge handelt, wo es sich handelt um was wir mit schweren Opfern erreicht haben: um den Bestand des Reiches, vielleicht um die Fortdauer der gesellschaftlichen Ordnung und der Zivilisation, jedenfalls um Hunderttausende von Menschenleben, da kann allerdings die Geldfrage erst in zweiter Linie in Betracht kommen, da erscheint jedes pekuniäre Opfer im voraus gerechtfertigt.

Es ist ja richtig, was hier mehrfach betont worden, daß der Krieg selbst Geld und abermals Geld fordert, und daß wir unsere Finanzen nicht vor der Zeit zugrunde richten sollen. Ja, hätten wir die sehr großen Ausgaben nicht gemacht für militärische Zwecke, für welche der Patriotismus dieses Hauses und der Nation die Mittel gewährt hat, so würden allerdings unsere Finanzen heute sehr viel günstiger liegen, als es gegenwärtig der Fall ist. Aber die glänzendste Finanzlage hätte nicht verhindert, daß wir bei mangelnden Widerstandsmitteln heute am Tage den Feind im Lande hätten; denn lange schon und auch jetzt noch ist es nur das Schwert, welches die Schwerter in der Scheide zurückhält. Der Feind im Lande – nun, wir haben das zu Anfang des Jahrhunderts sechs Jahre lang getragen, und Kaiser Napoleon konnte sich rühmen, aus dem damals kleinen und armen Lande eine Milliarde herausgepreßt zu haben – der Feind im Lande würde nicht viel fragen, ob Reichsbank oder Privatbank. Sahen wir doch im Jahre 1813, als er schon im vollen Abzuge war, wie in Hamburg – damals eine französische Stadt – ein französischer Marschall zum Ab-

schied die Hamburger Bank in die Tasche steckte. Der Feind im Lande würde schnell mit unseren Finanzen aufräumen. Nur ein waffenstarkes Deutschland hat es möglich machen können, mit seinen Verbündeten den Bruch des Friedens so lange Jahre hindurch hinzuhalten.

Je besser unsere Streitmacht zu Wasser und zu Lande organisiert ist, je vollständiger ausgerüstet, je bereiter für den Krieg, um so eher dürfen wir hoffen, vielleicht den Frieden noch länger zu bewahren oder aber den unvermeidlichen Kampf mit Ehren und Erfolg zu bestehen.

Alle Regierungen, jede in ihrem Lande, stehen Aufgaben von der höchsten sozialen Wichtigkeit gegenüber, Lebensfragen, welche der Krieg hinausschieben, aber niemals lösen kann. Ich glaube, daß alle Regierungen aufrichtig bemüht sind, den Frieden zu halten – es fragt sich nur, ob sie stark genug sein werden, um es zu können. Ich glaube, daß in allen Ländern die bei weitem überwiegende Masse der Bevölkerung den Frieden will, nur daß nicht sie, sondern die Parteien die Entscheidung haben, welche sich an ihre Spitze gestellt haben.

Meine Herren, die friedlichen Versicherungen unserer beiden Nachbarn in Ost und West – während übrigens ihre kriegerischen Vorbereitungen unausgesetzt fortschreiten – diese friedlichen und alle übrigen Kundgebungen sind gewiß sehr wertvoll; aber Sicherheit finden wir nur bei uns selbst.

Franz Dingelstedt: Themsefahrt
1845

Nun tu dich auf, mein deutsches Herz,
Nun ist die Welt der Wunder dein,
Nun stürm durch Brücken hin von Erz,
Durch Brücken hin aus Quaderstein.

Erhebe stolz dich in die Luft,
Wie Türm und Segel ringsumher,
Verlier dich wie im Märchenduft
Im Kohlendampf, im Nebelmeer.

Hier auf dem Strome fleucht ein Schiff,
Tief drunter zeucht und keucht ein Roß,
Hoch drüber, ohne Rosse, pfiff
Ein schwarzer, schwerer Wagentroß.

Und mitten in der Riesenstadt
Winkt plötzlich ein Idyll dir zu,
Ein grüner Park, ein grünes Blatt,
Ein Schäflein, eine bunte Kuh.

Ja, Wunder fern und Wunder nah,
Du gehst, du stehst recht mitten drin:
Links liegt der alte Tower, da
Saint-Paul, der Kirchen Königin.

Dort unten flammt das Feuermal,
Wie ein Komet durch Wolken bricht,
Im Dock da flaggen ohne Zahl
Die Masten, turmhoch, waldesdicht.

Mein Herz, mein dummes, deutsches Herz,
Was tust du denn, statt auf, dich zu?
Wo Schiff' und Brücken sind von Erz,
Sinds auch die Menschen, seis auch du!

Hier, statt des Gottes, den du ehrst,
Herrscht einer, dem du fluchst: das Geld;

Wenn du ihr erster Krämer wärst,
So wärest du ihr erster Held.

Hier stiehlt kein Mensch, allein hier raubt
Nach dem Gesetze Volk und Land:
Dem Rinderdieb ein Strick ums Haupt,
Dem Länderdieb ums Knie ein Band.

Und alles, was du weit und breit
Erblickst an Pracht und Herrlichkeit,
Gesammelt ists aus fremder Zeit,
Aus fremder Zone weit und breit.

Und alles das warum? wozu?
Wie lange noch? — Herz, laß es sein;
Dein Gott hält eben Mittagsruh,
Stör du sie nicht mit Träumerein!

Kassandra klagt um Priams Fall,
Und Troja lebt in Jubilo!
Karthago, wo dein Hannibal?
Und ach, wo Rom? wo Scipio!?

Otto Fürst von Bismarck: Zwei Reden

I

An Deutsch-Amerikaner. Dienstag, 8. Juli 1890

Ich danke Ihnen, daß Sie den weiten Weg nicht gescheut haben, erstens zu Wasser von Amerika herüber, um Ihre alten Landsleute zu besuchen, und dann auch von Berlin nach Friedrichsruh, um mich mit Ihrem Besuche zu beehren. Ich heiße Sie alle herzlich willkommen.

Ich habe mich sehr gewundert, soeben durchweg deutsche Namen gehört zu haben; ich hatte geglaubt, zu Amerikanern nur Englisch sprechen zu müssen, und höre nun, daß alle Herren Deutsch sprechen und auch Deutsche sind. Das freut mich sehr. Seit ich als Minister in Preußen und später in Deutschland die Politik geleitet habe, bin ich stets bestrebt gewesen, in den Beziehungen zu dem Nordamerikanischen Freistaat das Entgegenkommen zu betätigen, zu dem der große König Friedrich II. vor mehr als hundert Jahren die Grundlage gelegt hat, indem er als erster die Freistaaten anerkannte. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ist wie ein Vermächtnis Friedrichs des Großen seit jener Zeit von der preußischen Politik immer hochgehalten worden. Deutschland und Nordamerika gehören zu den Staaten, die so glücklich sind, nicht nötig zu haben, sich in ihren gegenseitigen Beziehungen um etwas zu beneiden. Ein freundschaftliches Verhältnis ist natürlich, schon wegen der alten Stammesverwandtschaft mit den Angelsachsen und der noch engern mit dem neudeutschen Stamm, der drüben seit einigen Jahren so außerordentlich an Größe und Bedeutung gewonnen hat. Die Deutsch-Amerikaner haben schon zu einer Zeit, zu der sich im alten Vaterlande Nord und Süd noch feindlich gegenüberstanden, miteinander in Eintracht gelebt und sich auch stets als zusammengehörig betrachtet. Seit der Gegensatz zwischen den Deutschen in Europa aufgehoben ist, sind jetzt einige zwanzig Jahre vergangen. Gottes Segen ist es, für den wir dankbar zu sein haben, daß dieser alte Sauerteig vollständig ausgefegt worden ist, und daß das Vertrauen zwischen den Dynastien und, was noch schwerer zu erreichen war, das Vertrauen der deutschen Stämme zueinander gegen alle Anfechtung fest begründet worden ist. – Jetzt wird der norddeutsche Tourist in den bayrischen Alpen und der ostdeutsche am

Rhein mit landsmannschaftlichem Wohlwollen behandelt, was früher nicht immer der Fall gewesen ist.

Dieses Band der Einheit, das sich um alle Stämme in der alten Heimat schlingt, ist fest genug, um diese auch mit dem verwandten Volk in der Neuen Welt in enger Verbindung zu halten. Die Einheit des ursprünglichen Vaterlandes ist ein Hauptgewinn gewesen grade auch für die Deutschen im Auslande. Sie drüben in Amerika können die Einigung Deutschlands sehr wohl verspüren. Es hat Zeiten gegeben, wo der eine sich rühmte, ein Sachse zu sein, der andre ein Preuße, der dritte ein Hesse, und nur die aus den kleinen Staaten Kommenden sagten schüchtern, daß sie aus Deutschland seien. Jetzt aber sagen alle, sie wären Deutsche, und wenn das Gefühl einer gewissen Blödigkeit, mit der man dies früher eingestand, jetzt noch bestünde, so würden die Herren nicht nach Berlin herübergekommen sein. Wie ich an der Aussprache der verschiedenen Herrn merke, sind Sie sowohl Süddeutsche wie Norddeutsche. Aber Sie machen doch gewiß jetzt in Amerika hierin keinen Unterschied mehr. (Rufe: Nein, nur Deutsche!) Das ist recht, so habe ich es mir auch gedacht.

Ich hoffe, daß Gott in allen unsern amerikanischen Landsleuten diese Empfindung lebendig erhalten und stärken werde. Zwiespalt zwischen Anglo- und Deutsch-Amerikanern braucht es deswegen nicht zu geben, denn letztre tun ihrem Gefühl als Amerikaner keinen Abbruch, wenn sie auch an ihrem alten Vaterlande hängen. Ich erblicke in jedem Deutschen, der hinüber nach Amerika geht, einen Pionier, der dazu beitragen wird, die bestehenden guten Beziehungen zu fördern. Das gegenseitige Vertrauen zwischen Deutschland und Nordamerika hat schon schwierige Proben bestanden.

Wir werden, so Gott will, mit Amerika nie Streit haben.

Es hat allerdings Momente gegeben, wo ängstliche Gemüter glaubten, es könne zu einem Konflikt zwischen Deutschland und Amerika kommen in der Samoa-Angelegenheit. Das war aber so unbegründet wie möglich; ich würde es direkt unvernünftig genannt haben, wenn man wegen dieser Bagatelle einen ernsten Streit hätte anfangen wollen. Ich habe mir immer gesagt: Ist das ganze Samoa denn nur annähernd so viel wert, daß man deshalb die alte Freundschaft zwischen den beiden Völkern, die sich brüderlich nahe stehn, stören sollte? Es trat dann die bekannte Samoa-Konferenz zusammen, und es ist mir nicht schwer geworden, die Sache friedlich zu ordnen. Ähnlich verhielt es sich seinerzeit mit dem Konflikt mit Spanien wegen der Karolineninseln. Auch damals glaubten Heißsporne an Krieg. Im Ernst konnte man aber doch nicht glauben, daß wegen der Interessen vielleicht nur eines einzigen in Betracht kommenden Handelshauses wir in Madrid oder die Spanier in Berlin einmarschieren würden. Höchstens wären einige Küstenstädte zerstört worden, und auch das wäre schon zu viel gewesen. Ich habe das Vertrauen, daß nichts das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und Amerika stören kann; ich bin sicher, daß Amerika gegenüber auch mein Nachfolger ganz so denkt wie ich, und hoffe, daß die naturgemäße Verbindung, wie sie zwischen den beiden Ländern besteht, durch Sie immer fester gekettet werden wird.

2

An Deutsch-Österreicher. Montag, 15. April 1895

Meine Herrn, ich danke Ihnen für Ihren Besuch, für Ihr Hierherkommen zu diesem Zweck und in dieser Zeit, und sehe in diesem Strauße, gemischt aus den Blumen der Ebene, dem Heidekraut, und der Alpen, ein Sym-

bol unsrer Zusammengehörigkeit. Man kann wohl sagen, die Farben kleiden sich gegenseitig, und sie passen zusammen. (Heil!)

Unter allen Auszeichnungen, die mir an meinem achtzigsten Geburtstage erwiesen worden sind, schätze ich diese ganz besonders wegen ihrer geschichtlichen Bedeutung; ich schätze sie um so höher, als Ihr Besuch sich anschließt an eine huldreiche Begrüßung, mit der Se. Majestät der Kaiser, Ihr Landesherr, mich beehrt hat. Darin und in Ihrem Besuch vergegenwärtigt sich mir die Erinnerung an die Zeit vor sechzehn Jahren, als ich von Gastein über Linz nach Wien fuhr, nur durch deutsches Land und deutsche Bevölkerung, als ich in Wien ankam, wo ich mit einer Herzlichkeit empfangen wurde, die mich befestigte in dem Gedanken, daß wir irgendeinen Ersatz für die alten Beziehungen der Bundesgenossenschaft, die uns verbunden hatte, herstellen müßten, trotz aller Hindernisse, die sich dagegen auftürmten.

Unsre Zusammengehörigkeit ist ja, wie der erste Herr Redner bemerkte, älter wie ein Jahrtausend und reicht bis in die Sagenzeit zurück; aber auch die weitergehenden Konsequenzen, das Bündnis, welches wir vor sechzehn Jahren in Wien abschlossen, und dann der Dreibund, reichen in ihren Ursprüngen doch fast auf dieselbe Zeit zurück. Die alte deutsche Kaiserherrschaft des Heiligen Römischen Reichs erstreckte sich ja von der Nordsee bis nach Apulien, und theoretisch gehörte ganz Italien dazu – tatsächlich nicht immer –, und die Kämpfe in dieser großen Gemeinschaft blieben uns nicht erspart. Es ist eine eigentümliche Fügung des Schicksals und der göttlichen Vorsehung, daß dieses große gewaltige Gebiet von ganz Zentraleuropa, was ich eben bezeichnete, sich, nachdem es durch Schicksalsfügungen und viele Kämpfe getrennt und zerrissen war, doch

schließlich heutzutage wieder zusammengefunden hat. Unser Dreibund deckt ungefähr die alte anspruchsvolle Kaiserherrschaft der Nachfolger Karls des Großen nach Aussonderung von Gallien, dem heutigen Frankreich: daß in dieser Verbindung ein Beweis von imponderabeln Verbänden und Beziehungen gegeben ist, ist meine Überzeugung – ich muß es den Geschichtslehrern überlassen, sie zu vertreten, wenn sie sie mit mir teilen. Ich glaube, wir werden dauernd zusammengehören und zusammenbleiben können, mit mehr Dauer, als wir früher in Frieden miteinander gelebt haben.

Wenn wir zurückblicken auf die innere Geschichte dieser großen Ländermasse, welches das alte, angeblich Heilige Römische Reich (Heiterkeit) in sich vereinigte, so finden wir doch kein Jahrhundert ohne die schwersten Kämpfe der Reichsangehörigen untereinander. Aber wir müssen uns dadurch nicht entmutigen lassen, denn dieselbe Erscheinung fehlt in keinem der andern europäischen Länder, auch in denjenigen nicht, die durch eine von Haus aus einheitliche Nationalität auf innern Frieden viel mehr angewiesen waren wie dieses Mosaik von Zusammensetzung, was das alte deutsche Reich war. Sehn Sie nach England, wie es im Mittelalter von Bürgerkriegen erfüllt war; sie haben im vorigen Jahrhundert mit der Schlacht von Culloden ein Ende gefunden, und der innere Frieden ist doch im heutigen England auch noch nicht vorhanden. Sehn Sie nach Frankreich: eine scharf und leidenschaftlich entwickelte einheitliche Nationalität; wir haben die letzten Bürgerkriege noch selbst vor fünfundzwanzig Jahren vor Paris mit ansehn können – Gott gebe, daß es die letzten seien. Sehn Sie nach Spanien: eine stolze einheitliche Nationalität, die innern Kriege hören nicht auf. Auch Italien ist davon nicht frei gewesen. – Ich will die Beispiele nicht weiter ausdehnen, ich will nur daraus deduzieren, daß wir

Deutsche doch darum nicht an unsrer einheitlichen Zukunft verzweifeln müssen, weil wir uns mitunter im Laufe der letzten Jahrhunderte miteinander gerauft haben. (Große Heiterkeit.) Ich hoffe, es wird in Zukunft nicht wieder vorkommen (Rufe: Nein, nein!), ich hoffe, wir haben eine Form gefunden, in der wir nebeneinander leben können und die in bewußter Weise – wenigstens von den leitenden Prinzipien kann ich das sagen – nicht zerbrochen, nicht geschädigt und nicht beschränkt wird; dazu gehört vor allem unsre Einigkeit mit dem österreichisch-ungarischen Reiche, auf die wir geschichtlich angewiesen sind seit langen Zeiten. Wir können wohl einmal in Zorn geraten und vom Leder ziehn, aber wir kommen immer wieder zusammen, weil wir aufeinander angewiesen sind; und namentlich so, wie das heutige europäische Staatsgebilde ist, können wir gar nicht, ohne einander Treue und Freundschaft zu halten, in eine ruhige Zukunft Europas blicken.

Der einzelne Staat in Europa wird immer der Möglichkeit einer Koalition ausgesetzt sein. Ein Bündnis von dem Gewicht, wie es der heutige Dreibund repräsentiert, kann immer von sich sagen mit dem alten schottischen Spruch: »Nemo me impune lacessit!« und wird imstande sein, sich zu wehren. Wenn man also das Bedürfnis hat, um Anlehnung sich umzusehn, so liegt für uns doch die Anlehnung an Östreich-Ungarn näher wie irgendeine andre. Auch auf die an Italien sind wir durch die Geschichte angewiesen. Wir haben in beiden Ländern durch das Ungeschick der gemeinsamen kaiserlichen Regierung gelitten, indem wir zerfallen sind in nicht existenzfähige Größen nebeneinander; wir mußten uns wieder zusammenfinden, wir haben eingesehn, daß das zu unserm Heile notwendig ist . . .

Vier chinesische Kriegsgedichte

Übertragen von Klabund

1. Li-tai-pe: Die weiße und die rote Rose

Während ich mich über meine Stickerei am Fenster bückte,
Stach mich meine Nadel in den Daumen. Weiße Rose,
Die ich stickte,
Wurde rote Rose.

In der kriegerischen Weite bei des Vaterlandes Söhnen
Weilt mein Freund, vergießt vielleicht sein Blut.
Rossehufe hör ich dröhnen.
Ists sein Pferd? Es ist mein Herz, das wie ein Fohlen tut.

Tränen fallen mir aus meinen Blicken
Übern Rahmen in die Stickerein.
Und ich will die Tränen in die Seide sticken,
Und sie sollen weiße Perlen sein.

2. Schi-king: Chinesisches Soldatenlied

Soldat, du bist mein Kamerad,
Marschierest mir zur Seite.
Der Kaiser, der befehligt uns.
Kein Mädchen mehr beseligt uns.
Soldat, du bist mein Kamerad,
Marschierest mir zur Seite.

Soldat, du bist mein Kamerad,
Wenn du das Schwert verloren,

So deck ich dich mit meinem Schild
Und bin als Bruder dir gewillt.
Soldat, du bist mein Kamerad,
Wenn du das Schwert verloren.

Soldat, du bist mein Kamerad,
Wenn unsre Knochen bleichen.
Mond fällt auf uns wie gelber Rauch,
Der Affe schreit im Bambusstrauch.
Soldat, du bist mein Kamerad,
Wenn unsre Knochen bleichen.

3. Thu-fu: O mein Heimatland

Tschangan, o mein Heimatland,
Spielt man noch in dir das Spiel der Spiele?
Ach, der Kinder wurden wenig, und der Toten viele . . .
Im Palaste herrscht der Günstling Leid.
Eine spitze grüne Kappe trägt er –
Tschangan, o mein Heimatland! –
Und ein silbergrünes Kleid.

Tschangan, o mein Heimatland,
Hoch im Norden klingen alle Felsen von Trompeten,
Und die Straßen stehn voll Kriegsgeräten.
Selbst der Bote mit der kaiserlichen Feder weilt –
Tschangan, o mein Heimatland! –
Und die Stunde des Befehls enteilt.

Tschangan, o mein Heimatland,
Tiefer tauchen schon die Fische unter,
Und der Herbst färbt mein Gewand nicht bunter . . .

Junger Schmetterling – auf meinen Flügeln trug –
Tschangan, o mein Heimatland! –
Ich des goldnen Staubes einst genug . . .

Tschangan, o mein Heimatland –
Sah Soldaten durch das Osttor reiten,
Sah ein Blumenschiff im Nebel gleiten,
Und beseligt neigte ich mich einem Fächer zu –
Tschangan, o mein Heimatland! –
Hinter allen Wolken leuchtest du!

4. Li-tai-pe: Das Friedensfest

Die Türme des Schlosses durchstoßen den Himmel,
Um blinkende Säulen ringeln sich Drachen.
Florhänge wallen empor, und schöner Frauen Gewimmel
Singt zur Sonne, und tönende Steine lachen.

Der Kaiser hört im Frühlingswind die zarten Noten.
Es ist das Lied: Ach irgendwann muß ja geschieden sein.
Wir fahren nach den ergrünenden Inseln auf zeltüberdachten Booten,
Kleine Wellen springen wie fliegende Fische herein.

Dreitausend Mädchen huldigen dem Herrn mit heitern Tänzen,
Mit Glockenschlag, der wie ein Schwarm von Vögeln durch die Lüfte zieht.
Palast und Erde zittern in den Grenzen.
Menschen jubeln tanzend das Friedenslied.

Die sechsunddreißig unsterblichen Kaiser lenken ihre Wolkenwagen zur Erde,

Sie locken den Gefährten, doch fester hält er nur die goldnen
Zügel.
Er bleibt und will, daß China durch ihn glücklich werde.
Und als der Friedenskaiser ragt fortan sein Name steil und
ewig wie ein heiliger Hügel.

Heinrich von Stein: Der große König

Das Lager — Wachtfeuer — schlafende Soldaten — Posten etwas entfernter — Blick über Höhen und weites Land in mattem Sternenlichte.

Friedrich

kommt langsam einher, steht im Lichte des Feuers stille.
Einige Soldaten regen sich — „Was will der Alte?" — —

Friedrich (drohend)

Der Teufel holt euch, wenn ihr noch einmal mein Stroh vergeßt, daß ich auf der bloßen Erde im Zelte liege und nicht einschlafen kann. — (Die Soldaten machen Miene aufzustehen.) Haltet euch ruhig, Kerls, daß ihr die andern nicht weckt.

Er tritt etwas zurück und setzt sich auf eine der mit der Fahne vorne an den Gewehren niedergesetzten Trommeln.

Eine Gestalt richtet sich am Feuer auf: Zieten. Er nähert sich dem starr vor sich hinblickenden Friedrich, der ihn endlich bemerkt

Friedrich

Was macht Er so spät noch auf, Zieten?

Zieten

Auch Ihro Majestät suchen den Schlaf vergebens.

Friedrich

Wer sagt Ihm, daß ich den Schlaf suche. Es gibt im Grunde nichts Albarneres als den Schlaf. Es verlohnt sich nicht zu leben, wenn man die Hälfte des Lebens den Toten gleicht.

Zieten

Ihro Majestät vergeben Ihrem alten Zieten, wenn er Dero Philosophie in diesem Augenblicke für eine Ausflucht hält, die jeden anderen täuschen könnte, nur nicht Ihro Majestät treuen Diener. Unsere ganz und gar verzweifelte Lage –

Friedrich

Was fällt Ihm ein, Zieten! Das Wort bin ich in Seinem Munde nicht gewohnt.

Zieten

Majestät halten zu Gnaden: vermutlich die Sache selbst nicht. Die begegnet nur einmal.

Friedrich

Ach was! Nach Kolin hatt ich keine Soldaten mehr. Heute sieht Er intakte Truppen und ein unangreifbares Lager.

Zieten

Das in seiner Unangreifbarkeit die letzten Hilfsmittel von Dero Staaten aufzehrt. Kolin war die erste verlorene Schlacht; wir erfuhren erst, wie viele Hoffnungen und Aussichten wir noch hatten. – Wenn wir heute siegten –

Friedrich

Zieten, Zieten, was macht Er? Weiß Er etwa nicht, daß die letzten Wochen aus mir einen alten Mann gemacht haben? Als ich vorhin Kolin sagte, so war es mir, als dächt ich funfzig Jahre zurück – das sind die Sorgen, die unaufhörlichen Evenements, die die Berechnung von Monaten über den Haufen werfen, und nun in einer Nacht verlangen, sie wieder aufzubauen, und das immer wieder, immer wieder. Nach jedem Erfolg die Hoffnung auf Frieden, der mir nichts verbürgen soll als meinen unangetasteten Besitz, will sagen meine Ehre – jedesmal vereitelt durch die Habgier der drei Weiber,

die mir weder Ehre noch Leben gönnen – – seit wann lassen meine Generals mich ihnen etwas vorklagen, anstatt meinen Klagen den Grund zu benehmen!

Zieten

Ihro Majestät wollen den General einen Moment aus dem Auge lassen, so würde Dero treuer Diener vielleicht noch Tröstliches vorzubringen haben.

Friedrich

Er überrascht mich immer mehr. Ist Er unter die Diplomaten gegangen, weil Er am Militär verzweifelt, und hat da auf eigene Hand etwas ausgemittelt? Ein neues Bündnis? Wie? Laß Er sich sagen: darauf trau ich nun gar nicht mehr.

Zieten (streng)

Ich habe einen Verbündeten, der allerwege hilft und mit dem ich Ew. Majestät zusammenbringen möchte, und kostete es mein Leben. Er wohnt da oben, über den Sternen. Vor ihm sind Ew. Majestät unsägliche Mühen und Sorgen der letzten Jahre nichts, und daher auch unsere verzweifelte Lage ein eitler Anschein. Als ich Ew. Majestät soeben dasitzen sah und mir etwa dachte, was Ew. Majestät augenblicks bewegen möchte – da war es mir, als sähe ich Ihn, der ein weit größerer König ist als Dero Königliche Majestät, über Dero Sorgen lächeln. Er sorgt ja auch für Ew. Majestät und Ew. Majestät Tun und Unternehmen –

Friedrich

Nein, Zieten, da irrt Er sich. Es gibt kein Haupt über den Wolken, das für uns denkt. Das muß unser eigenes Hirn besorgen, so übel es ihm oft gerät.

Zieten

Da hör ich nun – Ew. Majestät halten zu Gnaden – Dero

Freunde, die verfluchten Franzosenkerls. Das ist meines allergnädigsten Königs wahre Meinung nicht. Das sollte in Dero christgläubigen Landen nicht ausgesprochen werden dürfen.

Friedrich

Nun kommen die Franzosen daran. Gönn Er mir die, da die deutschen Fäuste mir nicht helfen und die deutschen Schriftsteller mich langweilen.

Zieten (tieftraurig)

So hat der deutsche Husarengeneral auch nichts weiter vorzubringen und muß nun doch Ew. Majestät Ihrem eigenen Nachsinnen überlassen.

Friedrich

Wenn Er brummen will, Zieten, so geh Er nur immer seiner Wege. Ich schätze seinen Glauben, das weiß Er. Nur versuche Er einmal, auch den meinigen zu verstehen. Komm Er, wir wollen das besprechen, wenn es Ihm recht ist. – Nehm Er sich ein paar Scheit Holz – die Kerls brauchen nicht alles in einer Nacht zu verbrennen, und mach Er sich einen Sitz zurecht. – Seh Er, Zieten: irgend etwas der Art habe ich auch immer wieder versucht zu glauben. Aber – wie soll ich Ihm das deutlich machen – ich habe es nie über den Wolken gesucht, und überhaupt nicht draußen, außer meiner Haut, in dem, was mich von außen her betrifft – da hab ichs nicht gefunden. Das weiß Er ganz gut, daß ich die Nichtswürdigen verachte, die gar keinen Glauben haben. Ich bin darauf gekommen, daß ein honetter Mensch zu so einem Gefühl von sich und seinem Schicksal gelangt, welches er dann Glauben nennt. Worauf dies Gefühl aber in der Tat beruht, das kann Er mir so wenig sagen, wie ich Ihm.

Zieten

Den Glauben, den Ew. Majestät da beschreiben, haben die

Heiden auch. Unsere Kirche lehrt, daß Gott unser gütiger Vater ist und für uns sorgt: das weiß der Christ, und Ew. Majestät könnten es wissen, wenn Sie nur wollten.

Friedrich

Zieten, seh Er sich einmal um: was sieht Er da? Die Werke eines gütigen Gottes? –

Da Zieten den Blick immer fest auf den König gerichtet hält:

Vor sich, mein lieber Zieten, sieht Er einen vorzeitigen Greis, der seine Jugend seinem Vater, und sein Mannesalter dem Staate aufgeopfert hat und, weil kein Mensch das Wünschen je verlernt, etwa noch einige Abendstunden für sich behalten möchte. Doch der gütige Vater da oben versagt ihm den Wunsch.

Zieten

Nein, Ew. Majestät, ich sehe etwas anderes vor mir: ich sehe den großen König vor mir, der in allen Preußenherzen ein ewiges Beispiel bleibt, wenn er längst nicht mehr um ein paar Jahre seines Erdenlebens mit dem Schöpfer hadert. – Das seh ich vor mir mit meinen alten Augen.

Friedrich

Meint Er, meint Er, Zieten – – es wird etwas von mir bleiben, sagt Er? – Ja, Geduld – das werden sie von mir lernen können, wenn sie künftig sich an mich erinnern. Geduld. Nichts weiter. Kein Warten irgend worauf, kein Streben irgendwohin. Das war vordem. Wenn die Zeit um ist, sieht man, daß man vergeblich gewartet hat; und, was das Streben anbetrifft, daß man sich in Ziel und Wegen irrte.

Wozu denn aber Geduld haben, fragt Er. – Nun das frag ich Ihn, weiß Er das, hat Ihm das sein gütiger Gott erschlossen?

Zieten

Das hat mir mein gütiger Gott hienieden verhüllt; er verhüllt sich hier, um sich dereinst zu offenbaren.

Friedrich

Er verhüllt sich? Nein, sag ich Ihm. Es liegt ja alles offen zutage. Deutlich, mit Millionen eherner Zungen spricht uns die Natur der Dinge an. Nein! Wenn uns ein himmlischer Zauberer etwas vorspiegelte, wie Er meint, dann könnten wir dies klare Auge für die Dinge nicht haben, dann hätte er vor allem unser Auge verschleiert, dann hätte er uns ein Bewußtsein gegeben, weiß Er, wie zwischen Schlafen und Wachen, wo wir nicht wissen, was wir sehen. Ach, es ist nicht an dem, Zieten. Wir sehen unerbittlich klar! – Und das ist das Große an unserem Geschick. Gerade das gibt uns Geduld.

Zieten

Ew. Majestät wollen mit Dero hohem Verstand den meistern, der über alle Vernunft ist. Die Rechnung kann nicht aufgehen. Wollen Ew. Majestät den Ansatz prüfen: da steckt der Fehler. Gott will allerdings solche Fügsamkeit, wie ein Kind sie beim Einschlafen hat, wo es nicht mehr weiß, was es sieht: dann fühlt und weiß man Ihn.

Friedrich

Ja, ja, da hat Er in seiner Art recht – das Gefühl kenn ich – – aber, sieht Er wohl, dann ist ja sein Gott eben nicht das sinnende Haupt, das für uns denkt – sonst brächten die Gedanken uns ihm nahe –, aber der Boden, das Schlummernde da zu unseren Füßen, dem wir gleichen, wenn wir auf ihm – in ihm ruhn.

Er ist in Bewegung und Ergriffenheit aufgestanden und wendet seine Blicke nach dem nächsten Wachtfeuer.



J. G. Ziesenis: Friedrich der Große



Geh Er, die Leute wollt ich glücklich machen. Was erring ich ihnen? Da, eine Stunde Schlaf hinter ein paar Schanzen, die sie für kurze Zeit vor dem Feinde sichern.

Und ich bin schuld an ihrem namenlosen Unglück. Ich.

Zieten

Ew. Majestät sind schuld, daß Dero Untertanen tausendmal sterben und tausendmal wieder aufleben möchten für ihren König, weil sie ihn aus treuester Seele lieben.

Friedrich

Da liegt es, das Rätsel!! Das hält uns am Leben fest, ohne daß wir sagen können, warum. Geh Er mir mit Seinen Reden von einem verborgenen Gott – Vorsehung – Güte. – Wenn so ein Kerl mir sagen kann, warum er mich liebt, so weiß ich mehr als alle seine Pfaffen.

He, du da! – – (Er lauscht.)

Zieten, hört Er – das war ein Widerhall – ein Kommandoruf – da – rollende Räder. Gerettet, Viktoria, sie greifen an. – Besorg Er uns die Pferde, Zieten. – (Leiser als vorhin, mit veränderter Stimme.) He, du da! He ihr Kerls! Aufgestanden! Euer König muß Wache stehen, sonst brächen die Feinde im Schlaf euch das Genick. – (Zu einem Meldenden, der herantritt.) Jawohl, jawohl, hab es schon gehört. – Die Herren Kommandeure. –

Ein Reitknecht bringt des Königs Pferd. Zieten und die Generale. In den dunklen Zwischenräumen zwischen den Wachtfeuern treten die Kompagnien zusammen. Der König reitet schweigend, stark auf die Soldaten starrend, zwischen den dicht an ihn gedrängten Generalen durch die Nacht.

Willibald Alexis: Fridericus Rex



Fridericus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegte sechzig Patronen.

„Ihr verfluchten Kerls, (sprach Seine Majestät,)
Daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht;
Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz
Und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kaiserin hat sich mit den Franzosen alliiert
Und das Römische Reich gegen mich revoltiert;
Die Russen sind gefallen in Preußen ein;
Auf, laßt uns sie zeigen, daß wir brave Landskinder sein.

Meine Generale Schwerin und Feldmarschall von Keith
Und der Generalmajor von Zieten, sind allmal bereit.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuzelement,
Wer den Fritz und seine Soldaten noch nicht kennt."

„Nun adjö, Lowise, wisch ab dein Gesicht,
Eine jede Kugel die trifft ja nicht;
Denn träf jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann?

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
Die Kanonenkugel ein weit größeres noch.
Die Kugeln sind alle von Eisen und Blei,
Und manche Kugel geht manchem vorbei.

Unsere Artillerie hat ein vortreffliches Kaliber,
Und von den Preußen geht keiner nicht zum Feinde über,
Die Schweden, die haben verflucht schlechtes Geld,
Wer weiß, ob der Österreicher besseres hält.

Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein König,
Wir kriegens alle Wochen bei Heller und Pfennig.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuzsackerment!
Wer kriegt so prompt wie der Preuß sein Traktement.

Friedericus, mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
Ach hättest du nur öfters zu plündern permittiert;
Friedericus Rex, mein König und Held,
Wir schlügen den Teufel für dich aus der Welt."

Felix Braun: Totenmesse für die Untergegangenen des Deutschen Auslandsgeschwaders

Geister des Südmeers:

Aus den purpurenen
Dämmerungslüften
Zu den azurenen
Wassergeklüften
Schweben wir hin.

Selig umschweifen wir
Inseln und Riffe;
Unsichtbar streifen wir
Palmen und Schiffe;
Spielend auch greifen wir
Nieder zur Welle:
Wo ist die Stelle,
Da sie gesunken sind,
Da sie ertrunken sind?
Hoch her, aus Himmelhöhn,
Kamen wir, es zu sehn.
Aber wie eh und je
Lagert die See.

Fern großer Schiffe Rauch,
Nah Wind und Salzeshauch;
Dämmerung welkt und graut;
Wie schwillt die Brandung laut!
Schweben wir, schweben wir!
Geister, tief leben wir.
Nächtlich hin schwinden wir,

Sternenweg finden wir.
Von den purpurenen
Abendglutwogen
Zu dem azurenen
Nachthimmelsbogen
Schweben wir auf.

Deutsche Möwen:

Klage! Klage!

Paradiesvögel an der Küste:

Ihr fremden, grauen Vögel,
Gönnt euch doch Ruh!
Wir sehen eurem ewigen Kreisen
Verwundert zu.
Ihr lasset die Fische über die Wellen
Fliegen und schnellen. –
Ihr fremden, grauen Vögel
Was sucht ihr denn?

Deutsche Möwen:

Ihr Schönen in eurem Gefieder
Von Regenbogen und goldenem Licht:
Hier sanken die Schiffe nieder –
Wißt ihr es nicht?
Vom nordischen Meer
Kommen wir her.
Wir flogen als Heimatgedanken
Dahin nach ihrem Rauch.
Sie sanken, alle versanken,
So wollen wir sinken auch.
Wir kreisten ihnen zu Häupten

Ihre Häupter ruhen am Grund,
Wohl zwischen Tang und Korallen,
Wohl unter Fischen und Quallen,
Bis einst die Posaunen schallen
Den letzten Tag, die letzte Stund.
Ihre Augen, wer hat sie geschlossen?
Aus ihnen werden sprossen
Alge und Wasserrose,
Die dunkle Meerzeitlose.
O Klage!
Die Haie näher schwimmen,
Die Schlangenaugen glimmen,
Polyp mit wilden Armen greift,
Riesig der Wal vorüberschweift.
O Klage! O Klage!
Dieselben Wasserstätten,
Wir kreisen sie nicht aus,
Als könnten wir sie retten
Aus ihrem tiefen Totenhaus.
Klagt mit uns!
Klagt mit uns, ihr schönen bunten Vögel!

Paradiesvögel:

Ihr fremden grauen Vögel,
Was ist das: Klage?
Was ist das: Tod?
Wir wissen nur: Es sind Nächte und Tage,
Morgen- und Abendrot.
Ihr fremden grauen Vögel,
Dient ihr der Nacht, daß früher Dunkel werde?
Fliegt fort! Ihr lastet über Meer und Erde!

Deutsche Möwen:

So sei die Welt verschattet
Von deutschem Jammer!
Da liegen sie bestattet
In riesiger Totenkammer.
Wie können die Seelen aufschweben?
Sie müssen im Wasser fortleben!
O Klage!
Sie können nicht in den Himmel hinein,
Sie müssen bei schrecklichen Meergöttern sein!
O Klage! O Klage –!

Paradiesvögel:

Schrecklich sind die Götter Südamerikas:
Aus der Inkas alten Geschlechtern.
Sie lagern auf Klippen unter der Flut.
Ihre Gesichter sind bemalt.
Aus ihren Augen strahlt
Durst nach Blut.
Ihr Mund ist breit, Zahn starrt an Zahn,
Ihre Haare sind grün, von giftigen Blumen gekränzt,
An ihrer Stirne glänzt
Ein Sternbild in Gestalt des Kormoran.
Ihre Hände und Füße sind flossenhaft,
Doch von wohl tausender Löwen Kraft.
Ihr Schweif endigt in der Seeschlange Haupt.
Wen sie erfassen,
Der muß mehr als das Leben lassen:
– Ihm ist das ewige Leben geraubt!

Deutsche Möwen:

Weh! o Weh!
Grausamer Tod! Grausame See!
Laßt uns von hinnen fliehn,
Wieder nach Deutschland ziehn!
Engel, errettet sie!
Legt sie hin! Bettet sie!
Brechet der Götter List,
Daß ihnen gnädig ist
Gott und der gute Christ!
Daß sie der Heilige Geist
Ein in den Himmel weist,
Wie es das Buch verheißt!
Das bitten wir.

Paradiesvögel:

Ihr fremden grauen Vögel,
Wir haben euch belogen,
Wir haben euch betrogen:
Die Götter leben nicht!
– Da fliegen sie, da schweben sie
Ins Abendlicht!
Wir fliegen nach ein kurzes Stück,
Dann kehren wir zurück.

Der deutsche Tod aus den Wassern tauchend:

Dem letzten denn die Augen zugedrückt.
Es war nicht schwer: sie ließens gern geschehn.
Nur einer wollte nicht: der Admiral.
Ihm tat ichs mit Gewalt: Nun ist auch er

In jener andern Inselwelt zu Haus,
Die, unermeßlich, ohne Horizont,
Der Seele daliegt. Zwar dies weiß ich nicht,
Was diese, die hier ruhen auf dem Grund,
Beginnen werden in der seligen Luft
Der Sterne und des heiligen Gesangs.
Sie werden schauen. Schauen übten sie
Von je, ich sah sie oft auf ihrer Fahrt:
Junge Matrosen, an die Reling fest
Geklammert, übersee den Blick gestellt:
Ob ein geliebtes Antlitz, ob ein Dorf,
Ein Baum, ein Haus, ein kleines Licht erscheint.
Und wie erst er, der auf der Brücke stand!
Sein Auge war nicht menschlich mehr: in ihm
War alles Fernhintreffende: der Pfeil,
Der Blick des Adlers und mein eigner Flug.
Schlaft! Schlaft, ihr deutschen Seelen! Möge euch
Das Paradies erscheinen anders nicht
Als Deutschland: süßer nicht und goldner nicht,
Nur deutsch, soweit es eure Liebe faßt.
Schlaft wohl!

Deutsche Seelen aus der Tiefe:

Gute Ruh ... Gute Ruh ...
Macht Tür und Fenster zu.
Daß uns nichts schrecke mehr,
Daß uns nichts wecke mehr.
Alles, was uns betraf,
Es ist geworden Schlaf.
Das tut uns wohl.

Engel ferneher:

Gloria
In excelsis Deo!

Engel nahe:

Gloria
In infimis homini!

Erzengel Michael:

Wachet auf, wachet auf, ihr deutschen Seelen!
Himmlische Botschaft nah ich euch zu befehlen.
Ihr seid erkoren zum ewigen Leben.
Aus dem tiefen Meere sollt ihr aufschweben.
Aus der wilden Fremdnis, aus alle dem Bösen
Kommen wir freudig euch erlösen.
Gottes Angesicht ist euch zugewandt:
Sein Reich ward euer Heimatland.
Wachet auf!

Engelchöre:

Wir sind erschienen,
Wie einst vorzeiten,
Um euch zu dienen,
Euch zu geleiten.
Greift nur vom Wasser auf
Nach unsern Händen,
Wir ziehen euch herauf
Ins süße Licht.
Schlingt eure Arme nur
Um unsre Schultern,
Lehnt eure Wange an
Unser Gesicht.

Deutsche Seelen aus der Tiefe:

Was weckt ihr uns aus der tiefen Zeit,
Was müssen wir aufstehn?
Wir sollen in die Ewigkeit
Hinübergehn.
Wir sollen aus unserm dunklen Saal
In einen andern
Hinüberwandern,
Der liegt in tausender Kerzen Strahl.
Ob Meereswelt, ob Himmelswelt,
Allort ist Schlaf für uns bestellt.
Nirgend mehr ist die Erde.

Jungfrau Maria:

Wie sie tauchen, wie sie steigen!
Meine Engel hin sich neigen.
Bleiches Antlitz, wie es fällt,
Hier an Schultern, dort an Wangen,
Schwer von bitterm Schlaf behangen,
Daß es kaum die Liebe hält.

Seht ihr mich nicht? – Daß ich trüge
Alle eurer Mütter Züge,
Eurer Liebsten Liebreiz auch! –
Ach, im Steigen, ach, im Schweben
Wechselt ihr das dunkle Leben,
Und ihr atmet Himmelshauch.

Tod und Erde von euch fallen,
Süße Stimmen euch umschallen,
Und ihr steht, von Licht bedrängt.

Doch schon schreit ich euch entgegen,
Daß euch auf den neuen Wegen
Eine Frau zuerst empfängt.

Seliger Chor:

Animae candidae
Introite!
Portae apertae sunt.
Deus Deus Deus
Vos accepit.

Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ec.

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigentümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Übel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmütigkeit herabsank, bewährt der hohe Mut, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher nur, auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde, oder außerdem, im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen, und diese eigentümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Demgemäß verordnen Wir, wie folget.

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Untertanen um das Vaterland ist

das Eiserne Kreuz

von zwei Klassen und einem Großkreuz.

2. Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von Gußeisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst Unsern Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter, und unten die Jahreszahl 1813, und beide Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung, wenn das Verdienst im Kampf mit dem Feinde erworben ist, und an einem weißen Bande mit schwarzer Einfassung, wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse hat neben dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weißer Einfassung auf der linken Brust; und das Groß-Kreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, wird an dem schwarzen Bande mit weißer Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militär-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Erteilung des Roten Adlerordens zweiter und dritter Klasse, sowie des Ordens Pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel suspendiert. Das Eiserne Kreuz ersetzt diese Orden und Ehrenzeichen, und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zwei Klassen getragen. Der Orden Pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe erteilt.

4. Die zweite Klasse des Eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden und

Ehrenzeichen schon besitzen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Verteidigung einer Festung, die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandierende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem Eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbunden waren, gehen auf das Eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zuerst das Eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich die mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlustes dieser Auszeichnung hat es bei den in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein Bewenden.

Urkundlich unter Unserer Allerhöchst eigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben Breslau, den 10. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Johann Peter Hebel: Der Schneider in Pensa

Im Jahr 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Beresina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist,

und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man aus Europa hineinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenns nicht einer, gleichsam als eine fremde Ware, aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages mit Franzosen meliert auch sechzehn rheinländische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden?" oder: „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen, und wer wird den Letzten begraben?" da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch wie ein Evangelium vom Himmel unvermutet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?" und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe, freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogtum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer Schneider schlägt sieben- bis achtmal hundert Stunden Weges nicht hoch an, wenns ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regimentsschneider engagieren und ritt mit ihnen in die fremde russische

Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hats ein guter Freund vom andern verlangt; und hat auf dreißig Stunden Wegs ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt: Trost, Rat, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüte, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohltun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte. Sooft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg und war der erste auf dem Platze, und: „Sind keine Deutsche da?" war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes tun wollte, und liebte sie schon im voraus ungesehenerweise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussähen", dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann." Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb und erleichterte ihnen, bis sie weitergeführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, als er mitten unter so viele Landsleute, auch Darmstädter und andere, hineinrief: „Sind keine Deutsche da?" – er mußte zum zweitenmal fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in

ihren Ohren wie ein Harfenton – und als er hörte: „Deutsche genug", und von jedem erfragte, woher er sei – er wär mit Mecklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen, aber einer sagte von Mannheim am Rheinstrom, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, der andere sagte von Bruchsal, der dritte von Heidelberg, der vierte von Gochsheim –: da zog es wie ein warmes, auflösendes Tauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten," sagte das herrliche Gemüte, „Franz Anton Egetmaier von Bretten", wie Joseph in Ägypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph, euer Bruder" – und die Tränen der Freude, der Wehmut und der heiligen Heimatsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigeren Fund an dem Schneider oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Teil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine teuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zu dem Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton," sagte der Statthalter, „wann hab ich Euch etwas abgeschlagen?" Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. „Herr Landsmann," sagte er zu einem, „mit Eurem Weißzeug siehts windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Dutzend neuer Hemden sorgen. – Ihr braucht auch ein neues Röcklein", sagte er zu einem andern. – „Euers kann noch gewendet und ausgebessert werden", zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle sechsundzwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Klei-

dungsstücken für seine werten rheinländischen Freunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffiert. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöten ist, mißbraucht niemals fremde Gutmütigkeit; deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Freunde: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann." Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an." So kurzweg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn, eingefaßt in Würde, die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe häusliche Demut gibt, ohne es zu wissen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tage von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliierten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte und seinen Kindern – er nannte sie nur noch seine Kinder – mit Freudentränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war die erste Sorge, ihrem Wohltäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder," sagte

er, „verbittert mir meine Freude nicht.“ – „Vater Egetmaier,“ sagten sie, „tut unserm Herzen nicht wehe.“ Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem bittern Schmerz die Not. Denn es fehlte an allem, was zur Notdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirtbaren Gegend nötig war, und ob auch auf den Mann, solange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das wenige nirgends hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen, leichten Mutes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen“, sagten die rheinländischen Freunde und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück. „Kinder, es ist Rat. Geld genug!“ – Was wars? Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden,“ sagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt.“ O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast, und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommt, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen.“ Doch der

Kauf wurde zu großem Trost für die edeln Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichtsdestoweniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen und nötigte sie, was er hatte von kostbarem russischen Pelzwerk, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären oder einem ein Unglück widerführe. Sie schieden schließlich unter tausend Segenswünschen und Tränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystok in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Oskar Woehrle: Nach einem Begräbnis

Wieder haben wir begraben
einen treuen Bruder ein,
und die Erde mußt ihn haben
in ihr Mutterherz hinein.
Heimwärts sind wir dann gegangen
längs dem grünen Waldkanal,
und die Mordgeschütze sangen
weither ihren Blutchoral.

Und wir sahen grün die Felder,
und wir sahen grün das Gras,
sahn die Pracht der grünen Wälder,
wo gottnackt der Frühling saß,
und wir sahn die jungen Saaten
von des Daseins Lust geschwellt,
und wir wußten: wir Soldaten
fallen, wie dies Korn einst fällt.

Ach, mit fünfundzwanzig Jahren
weiß man erst: die Welt ist dein!
Ach, erst dann kann man erfahren,
was es heißt, ein Mensch zu sein.
Ach, wenn die Kanonen sprechen,
während draußen Frühling ist,
fühlt man aus dem Herzen brechen,
wie so schwer das Sterben ist!

Fr. G. Klopstock: Weihtrunk an die toten Freunde

Daß euer stilles Gebein, und was ihr mehr noch wart
Als vermodernd Gebein, diesen geweihten Wunsch
In dem Schoße der Erde
Und Elysiums Tal vernehm'!

Daß wir weise, wie ihr, und der Erinnerung
Eures Todes getreu, leben, zwar fröhlich sei'n;
Doch als stündet ihr alle
Mit den glücklichern Freunden hier.

Landsknechtschwänke

1. Der Luzifer schickt seiner Diener einen nach einem Landsknecht

Ein seltsam Tier ists um ein Landsknecht, daß ihn auch der Teufel nichts kann abgewinnen, sunder sie förchten muß. Davon hör diese Historie!

Uf ein Zeit schicket der öbrist Teufel ein Diener aus, er sollte sehen, wo doch die Landsknecht wären, daß keiner in die Hell käm, und sollte lugen, wo er doch einen möcht mit ihm bringen.

Der Diener zoge aus und kam in eines Hahnen Gestalt in ein Würtshaus, da er sich hinter den Ofen setzet und den Landsknechten zusahe, wie sie zechten. Nun als die Landsknecht voll waren, fingen sie an, Kanten und Gläser zu zerbrechen und alles zu verwüsten, was auf dem Tisch stund, und ein solich Rumor anfingen, daß ihme der Teufel hinter dem Ofen förchten ward. Letzlich fing einer hinter dem Tisch an: „Potztausend Sack voll Enten! Wohlauf, wir wöllen den Hahn hinter dem Ofen berupfen und die Federn uf die Hüt stecken, darnach den Hahnen fressen." Als solches der Teufel hort, zur Stuben hinaus der Hell zulief und seinem Meister anzeigt, wie kein böser Tier uf Erden wär weder ein Landsknecht.

Wann darnach ein Landsknecht für die Hell kam, beschloß man alle Tür und Tor vor ihm zu, sie möchten sunst alle Teufel verjagen.

2. Wo der Landsknecht Wohnung sein werd, wann sie gesterben

Nach der großen Schlacht zu Mailand oder Marianen wollten die erschlagnen Landsknecht uf der Walstatt bei den Schweizern nit liegen bleiben, wurden rhätig, richten ein Fähnlin uf, das was weiß mit einem roten Kreuz, zugend in der Ordnung alle der Hellen zu.

Als aber die Teufel das Fähnlin und das rot Kreuz darinnen ersahend, erschraken sie hart (dann durch das Zeichen ist ihnen vormals die Helle und sie darzu bestritten worden), verriegleten, verbollwerkten, versperrten und besetzten die Tor, die Wehren, die Porten und Mauren an allen Orten und stellten sich zur Wehr. Wie aber die Landsknecht daherziehen, so schießend die Teufel und werfend zu ihnen, sagen: „O lieben Männer, ziehend auf die rechte Hand dem Himmel zu! Wir geben euch



Hans Burgkmair: Sturm auf eine Landwehr

kein Herberg, lassend euch auch nit in." Und habend damit die Landsknecht den Weg gegen dem Himmel zu gewiesen.

Die guten frummen Landsknecht zugen mit ihrem Regiment und Fähnlin in guter gehabter Ordnung für den Himmel, begehrten, man sollte sie inlassen. Petrus fragt, wer sie wären. Sie sagten, sie wärend frumme Landsknecht und in der Schlacht von Mailand umkommen, begehrten ingelassen zu werden. „Wer hat euch", sagt Petrus, „hieher kommen heißen? Ziehend fort, nur fort, ihr Blutzapfen! Dann darum, daß ihr in euerem Leben alle Zeit den Frieden gehaßt haben, so ist es nit billig, daß ihr die ewige Ruhe besitzen sollend."

Uf solchs sagt ihr Hauptmann: „Wo bleiben wir aber hindenach? In der Hellen versperrt man uns Tür und Tor, im Himmel will man uns nit inlassen; nun müssen wir dannocht je auch einen Ort haben, da wir wissen zu bleiben." – „Ihr habt mich", sagt Petrus, „wohl verstanden. Trollt euch fort, oder ihr werden bald etwas Neues vernehmen. Ihr sind nichts dann Bluthund, Gottslästerer, Armeleutmacher, verfluchte, verzweifelte und gottlos Leut."

Da ward ihr Hauptmann erzürnt und sagt in eim Grimmen zu Petro: „Was verweist der Wolf dem Fuchs von wegen des Raubs? Sind sie nit beide Rauber? Weistu nit, was du geton hast? Deinen Herren, Meister und deinen Gott hastu fälschlich meineidiglich zum dritten Mal verleugnet und verschworn. Das hat unser keiner noch geton. Solchs will ich vor allem himmlischen Heer reden, daß du ärger, meineidiger, treuloser und böser gewesen bist, weder unser keiner ist, und willt uns schänden und schmähen und darzu nit inlassen. Nun müssen wir je dannochter wissen, wo wir hin sollen."

Petrus was schamrot worden und forcht übel, dieweil der Hauptmann so laut schriee, daß es die andern im Himmel hören

würden, und sagt zu ihnen: „Lieben Landsknecht, seind still und schweigend! Ich will euch ein eigen Dorf ingeben; liegt allernächst hiebei, das heißt Beit ein Weil. Daselbst werden mit der Zeit noch mehr Landsknecht zu euch kommen; da habt ihr euer Wesen allein, können spielen, mummschanzen, zechen und fröhlich sein."

Darauf hat sie Petrus von Stund an gen Beit ein Weil gewiesen, daselbst halten sie noch ihr Regiment. Was auch für Landsknecht für den Himmel kommen, die weist Petrus alle gen Beit ein Weil zu dem alten Haufen. Ich glaub, es sei ihren jetzunder ein große Menge beieinander.

3. Von einem Landsknecht, der nur drei Wort begehrt mit seinem Hauptmann zu reden

Ein armer einfacher Landsknecht leidet großen Hunger; wiewohl Proviant gnug im Leger war, so hat er doch kein Geld, daß ers kaufet, derhalben treib ihn die Not dahin, daß er für den Hauptmann begehrt in Hoffnung, er sollt ihm etwas fürsetzen. Es hat aber der Hauptmann etlich groß Hansen zo Gast geladen, deshalben die Trabanten diesen armen Knecht nit für ihn lassen wollten. Als er nun ohn Unterlaß bat, man sollt ihn doch für den Hauptmann lassen, er hätte nit mehr dann drei Wort mit ihm zu reden, was da auch ein nasser Vogel unter den Trabanten, den wundert, was er doch mit drei Worten könnte ausrichten, und sagt es dem Hauptmann bei der Läng, wie sich die Red hat zugetragen. Der Hauptmann mitsamt seinen Gästen, die auch wohl bezecht waren, sprachen: „Laß ihn herein, und redt er mehr dann drei Wort, so wöllen wir ihn in die Eisen schlahen lassen." Also ward er für den Hauptmann in den Saal gelassen, der ihn fragt: „Was begehrst du, das du mit drei Worten willt ausrichten?" Antwort' der Landsknecht:

„Geld oder Urlaub." Do lachet der Hauptmann und alle seine Gäst, und setzt ihm der Hauptmann ein Monat Sold für bis zur Bezahlung.

Die fünf Heiligen Fetwas

Als am 11. November 1914 das Osmanische Reich den Krieg erklärte, wurden dem Scheich ul-islam Chairi Ben Awni Al-urkubi fünf Fragen zur Begutachtung vorgelegt. Die Stellung des Scheich ul-islam entspricht ungefähr der eines Ministers der Geistlichen Angelegenheiten im Gesamtministerium, seine Unterschrift folgt unmittelbar der des Großwesirs bei allen wichtigen Staatsurkunden. Ihm liegt die Wahrung des alten, auf dem Koran beruhenden Heiligen Gesetzes ob, und er antwortet auf alle an ihn gestellten Fragen nur mit ja oder nein. Der Sultan der Türkei konnte in seiner Eigenschaft als Kalif nur auf Grund eines solchen Rechtsgutachtens alle Muslime der ganzen Welt zum Dschihad, dem Heiligen Kriege, auffordern, und so wird auch in dem gleichzeitigen Aufrufe des Sultan-Kalifen an Heer und Flotte von dem „großen Glaubenskrieg, zu welchem Ich mit den Heiligen Fetwas die dreihundert Millionen Muslime eingeladen habe", gesprochen.

Die Rechtsgutachten wurden zuerst in der Stambuler Tageszeitung „Sabah" vom 15. November 1914 in osmanisch-türkischer Sprache veröffentlicht und gleichzeitig vier andere Fassungen in arabischer, persischer, tatarisch-türkischer und Urdu-Sprache (Hindostani) verbreitet. Wir entnehmen ihre, von einem unsrer hervorragendsten Orientalisten gefertigte deutsche Übersetzung der „Welt des Islams", Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Islamkunde Bd. III 1915.

Nr. 1. Wenn Seine Majestät der Padischah des Islams, sobald der Angriff der Feinde auf die Islamwelt stattgefunden hat und Beraubung und Plünderung der islamischen Länder und Gefangennehmung von islamischen Personen festgestellt ist, durch allgemeinen Aufruf den Glaubenskrieg befohlen hat, ist dann der Glaubenskrieg nach Maßgabe des Hohen Koranspruches [9,41]: „Ziehet aus, leicht und schwer, und kämpfet mit euerm Vermögen und euerm Leben [auf dem Pfade Gottes]" Pflicht für sämtliche Muslime, und ist es individuelle Pflicht sämtlicher in allen Erdteilen wohnender Muslime, jung und alt, Berittene und Unberittene, mit ihrem Gut und mit Leib und Leben zum Glaubenskrieg zu eilen? – Antwort: Ja!

Nr. 2. Es ist festgestellt, daß Rußland, England und Frankreich dem islamischen Kalifat feindlich sind und alle Anstrengungen machen – Gott verhüte es! –, das hohe Licht des Islams auszulöschen, indem sie auf solche Weise gegenwärtig die Hohe Stelle des islamischen Kalifats und die Kaiserlichen Länder mit ihren Kriegsschiffen und Landheeren angriffen; ist es da Pflicht sämtlicher Muslime, die sich unter der Verwaltung jener Regierungen und der sie unterstützenden Regierungen befinden, auch gegen die erwähnten Regierungen den Glaubenskrieg zu erklären und zum tätlichen Überfall zu eilen? – Antwort: Ja.

Nr. 3. Die Erreichung solches Zieles hängt davon ab, daß sämtliche Muslime zum Glaubenskriege eilen; wenn davon einige – Gott verhüte es! – sich saumselig zeigen, ist dann ihre Saumseligkeit eine große Sünde, und verdienen sie den göttlichen Zorn und die Bestrafung dieser argen Sünde? – Antwort: Ja.

Nr. 4. Sollten auch die islamischen Angehörigen der auf solche Weise mit der islamischen Regierung kämpfenden vorerwähnten Regierungen durch die Bedrohung mit Tötung ihrer eigenen Person und Vernichtung ihrer sämtlichen Familienange-

hörigen in eine Zwangslage versetzt werden, ist es dann dennoch nach dem Rechte unverbrüchliches Verbot für sie, gegen die Truppen der islamischen Regierung zu kämpfen, und verdienen sie, wenn sie es dennoch tun, die Höllenstrafe? – Antwort: Ja.

Nr. 5. Die im gegenwärtigen Kriege unter der Verwaltung der Regierungen von England, Frankreich, Rußland, Serbien, Montenegro und ihrer Helfer sich befindenden Muslime würden durch Kampf gegen die die Hohe Islamische Regierung unterstützenden Staaten Deutschland und Österreich dem islamischen Kalifat Schaden zufügen; ist ein solches Verhalten eine große Sünde, und verdienen sie dadurch schmerzvolle Strafe? – Antwort: Ja.

Geschrieben von dem Gottesbedürftigen Chairi Ben Awni Al-urkubi.

Ernst Moritz Arndt: Grabesgrün

Die Helden schlafen – all ihr Schall und Schein
Wie stumm und dunkel unterm Leichenstein!
Wie schließt das Grab – sie nennens sanfte Ruh –
Für alle gleich so Klang als Wonne zu!

Die Helden schlafen – rostend hangt ihr Schwert
Mit Schild und Helm und Fahnen ehrenwert,
Frisch wirkt die Motte drein und webt der Wurm,
Kalt braust vorbei des Tages wilder Sturm.

O Zeit, du graue Totengräberin,
Ob allem Leid und Weh Hinschweberin,
O Zeit, nur du allein hast nimmer Zeit,
Hinfliegen heißet dir Unsterblichkeit.



Lithographie von Honoré Daumier



Unsterblichkeit? Wohl mir! Ich sehe grün
Aus deinem Grau das Leben wieder blühn,
Im Zeugen und Gebären ewig jung
Schwingst du der Welt geheimnisvollen Schwung.

Unsterblichkeit? Wohl mir! Drum Heldenmacht
Erbebe nicht dem Schlaf der langen Nacht!
Verklinget, Namen und Gedächtnis, gar!
Nichts stirbt, was wirklich gut und göttlich war.

Frisch kämpft die Tat, hell klingt das mächtge Wort
Gleich Blitz und Licht allgegenwärtig fort,
Geburt und Tod im steten Wechsellauf,
Hier schläfts, und dort wachts lustig wieder auf.

So kreiset denn, Jahrtausend, euren Tanz,
So greife, Geist, den höchsten Wonneglanz,
Zerschlage das Sekundenglas der Zeit
Und greife und begreife Ewigkeit.

Kaiser Wilhelm I.: Letztwillige Aufzeichnung 31. Dezember 1871

1870 bis 1871.
Gott war mit uns!
Ihm sei Lob, Ehre, Dank!

Als ich am Schluß des Jahres 1866 mit dankerfülltem Herzen Gottes Gnade dankend preisen durfte für so unerwartet glorreiche Ereignisse, die sich zum Heile Preußens gestalteten und den Anfang zu einer Neueinigung Deutschlands nach sich zogen, da mußte ich glauben, daß das von Gott mir aufgetragene Tagewerk vollbracht sei und ich, dasselbe nun in Ruhe und Frieden fortbildend, dereinst meinem Sohne glück-

bringend hinterlassen würde, voraussehend, daß ihm es beschieden sein werde, die südliche Hälfte Deutschlands mit der nördlichen zu einem Ganzen zu einen.

Aber nach Gottes unerforschlichem Ratschluß sollte ich berufen werden, selbst noch diese Einigung herbeizuführen, wie sie sich nach dem von Frankreich auf das frivolste herbeigeführten, ebenso glorreichen als blutigen siebenmonatlichen Kriege nunmehr darstellt! Wenn je in der Geschichte sich Gottes Finger sichtlich gezeigt hat, so ist dies in den Jahren 1866, 1870 und 1871 geschehen.

Der Deutsch-Französische Krieg, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel herabfiel, einte ganz Deutschland in wenig Tagen, und seine Heere schritten von Sieg zu Sieg und erkämpften mit schmerzlichen Opfern Ereignisse, die nur durch Gottes Willen möglich waren. Dieser Wille stellte mir Männer zur Seite, um so Großes vollbringen zu sollen. Dieser Wille stählte die Gesinnung der Kämpfenden in Hingebung und Ausdauer und nie gekannter Tapferkeit, so daß an Preußens Fahnen und an die seiner Verbündeten sich unvergänglicher Ruhm und neue Ehre knüpfte. Dieser Wille begeisterte das Volk zu nie gekannter Opferwilligkeit, zur Linderung der Leiden, die der Krieg unvermeidlich schlägt!

Mit demütig dankerfülltem Herzen preise ich Gottes Gnade, die uns würdig befunden hat, so Großes nach seinem Willen vollbringen zu sollen! Möge diese Gnade ferner uns zur Seite stehen beim Auf- und Ausbau des neugeeinten Deutschlands, zu dem erst der Grund gelegt ist, und Frieden uns beschieden sein, „die Güter in Demut zu genießen", die in blutigen heißen Kämpfen errungen wurden!! –

Herr, Dein Wille geschehe im Himmel, also auch auf Erden!!! Amen! Wilhelm.

Einmal schon schwand und wuchs der Mond seither!
Die Sonne kam und ging zu dreißig Malen
Von Ost nach West. Aus Blut hebt sie das Haupt
Und birgt das Haupt in Blut.
Du goldner Ball, der uns gesegnet und geliebt,
Uns Deutsche! Sieh, wie war es dir verwandt,
Was aus Millionen deutscher Männerhirne,
Aus deutschen Händen und aus deutschen Herzen
Sieghaft und licht hinstürmte durch die Welt
Als Ruhm und höchste Tat des Menschentums:
Gedankentat und Händetat, Gesittung und Gefühl.
Gesegnet hast du, goldner Ball, die sonnenhafte,
Die ungeheure Friedensarbeit deutscher Menschen!

Nun kommt und geht dein Haupt aus rotem Blut
Zu rotem Blut und trinkt.

In gierem Wahnwitz und in schwarzer Tollwut
Griffen sie rings mit neidverkrampften Fingern
Feige nach dieser deutschen Friedenskrone,
Gehetzt vom Racheteufel und von einer Hure,
Der kühlen Lügenmetze Politik.
Es kam ein Augenblick, da wir erschraken:
Es schien, als sei in dieser großen Welt
Ein Mensch der Deutsche nur, rings um ihn Tiere!
Und wie die Tiere bissen sie nach ihm!

Und was ein Ich war und zerspalten war
Im Friedenswähnen und im Friedenswollen,
Das wuchs in Eins zusammen vor dem Tier,
Geheimnisvoll gespeist aus schuttbefreiten

Urtiefen Brunnen der Vergangenheit,
Und schaute in dein Antlitz, deutsche Sonne,
So heilig ernst und so zum Tod entschlossen,
Daß wieder wir erschraken, tief in Ehrfurcht,
Vor diesem Volke, das wir selber sind!

Als dus verließest, heut vor dreißig Tagen,
Da war es arbeitstreu und mild, ein Volk,
Besonnen, gütig, helfend und mitfühlend
Ein jedes Menschenleid auf fernster Erde.
Und was du wiederfandest nach der einen Nacht,
Das war ein einziger Held aus siebenzig Millionen
Kriegsfroher Helden: Mann und Frau und Kind.

Der hob den Riesenleib und sprang zum Kampfe
So heiter wie zum Tanz und sang dabei.
Sang aus Millionen Kehlen, daß es klang,
Als sei das ganze Land ein Sommerwald,
Ein singender Wald das ganze deutsche Land.
Und alle, die es hörten, mußten weinen!
Dann hat der Held geschwiegen und getanzt
Zur dröhnenden Musik des Muts in seinem Blut,
Und wieder dir verwandt und sonnenhaft
Hinstürmt ein Ruhm durch alle Welt: Des Krieges deutsche
Gedankentat und Händetat, Gesittung und Gefühl!

Noch kämpfen wir, Vergangenheit und Zukunft bindend,
Dich schützend, heilige Muttererde, deutsches Land!
Drei Brüder gabst du uns für diese Stunde,
Die halten wir umschlungen: Mann und Frau und Kind:

Den deutschen Tod, den deutschen Sieg
Und unsre deutsche Ehre.

Helmuth von Moltke: Die Dardanellen. — Alexandria Troas

Pera, Anfang April 1836

Den 2. April abends verließ ich mit einem österreichischen Dampfschiff Konstantinopel und erblickte am folgenden Morgen die hohen schönen Gebirge der Insel Marmara. Rechts zeigten sich die Berge von Rodosto mit Weingärten und Dörfern. Bald traten die Küsten Europas und Asiens näher zusammen, und Gallipoli erschien auf schroffen zerrissenen Klippen, mit einem alten Kastell und zahllosen Windmühlen am Ufer. Hier war es, wo die Türken zuerst nach Europa übersetzten (1357). Gegen Mittag tauchte das Fort Nagara mit seinen weißen Mauern aus der hellblauen klaren Flut des Hellespont empor.

Diese Meerenge ist bei weitem nicht so schön wie der Bosporus, die Ufer sind kahl und beträchtlich weiter entfernt als dort, aber die geschichtlichen Erinnerungen machen sie anziehend. Von jenem seltsam aussehenden Hügel (vielleicht von Menschenhänden aufgetürmt) blickte Xerxes auf seine zahllosen Scharen, die er nach Griechenland führte; jene Steintrümmer, welche die ganze flache Landzunge überdecken, waren einst Abydos, und hier schwamm Leander von Europa nach Asien, um Hero zu sehen. Ein einziger unförmlicher Mauerrest steht noch aufrecht auf dem Platz, den einst die Stadt einnahm, aber es ist schwer zu sagen, was diese Ruine gewesen; dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß eine Quelle süßen Wassers, die noch heut auf dem flachen, vom Meer umgebenen Isthmus in einem unterirdischen Gewölbe sprudelt, die Einwohner jener Stadt, vielleicht die schöne Hero selbst, getränkt hat.

Die gewaltige Strömung führte uns schnell bis an die engste Stelle der Meerenge, „wo die altersgrauen Schlösser sich ent-

gegen schauen". Hinter dem europäischen Strand erhebt sich steil eine weiße Felswand, in welcher eine kleine Grotte für das Grab der Hekuba gilt.[1] Die asiatische Küste hingegen ist flach und zeigt hinter dem Kastell, welches einst die Genueser hier auftürmten, im Schatten mächtiger Platanen und umgeben von Gärten und Weinbergen, ein Städtchen, welches die Türken Tschanak-Kalessi, das Scherbenschloß, nennen, wegen der vielen Töpfer, die dort arbeiten. Dort residiert in einer bescheidenen Wohnung der Boghas Pascha, zu welchem ich mich verfügte, um die Briefe des Seraskiers zu übergeben und einige mündliche Aufträge auszurichten. Er ließ mir ein kleines hübsches Häuschen am Ufer einräumen, und nachdem ich die Forts und Batterien besichtigt, nahm ich den Plan der Dardanellenstraße und ihrer Ufer auf.

Was ich Dir von dem Ergebnis meines für mich sehr interessanten Auftrages mitteilen kann, ist freilich nur das Allgemeinste und meist schon Bekannte.

An der Einfahrt zu den Dardanellen erheben sich die sogenannten neuen Schlösser, welche die Türken nach dem Muster der alten erbaut. Das europäische heißt Sedd-ül-bahr – „das Schloß am Meeresdamm" –; das asiatische Kumkaleh – „das Sandschloß" –. Die Breite dieser Mündung beträgt beinahe eine halbe geographische Meile, und jene Schlösser sind fast nur als vorgeschobene Posten zu betrachten, welche von der Annäherung feindlicher Flotten benachrichtigen und sie zugleich verhindern, innerhalb der Meerenge vor Anker zu gehen. Die eigentliche Verteidigung fängt zwei Meilen weiter oben an und beruht auf den Batterien, welche auf der ungefähr eine

[1] Das Vorgebirge, welches das Schloß Kilid-ül-bahr (Schlüssel des Meeres) trägt, nannten die Alten Kynossema, Grabmal des Hundes, weil dort Hekuba, in einen Hund verwandelt, bestattet sein sollte.

Meile langen Strecke zwischen Tschanak-Kalessi und Nagara erbaut sind. Zwischen Sultani-Hissar und Kilid-Bahr, dem Meerschloß, verengt sich die Straße auf 1986 Schritt, und die Kugeln dieser sehr stark gebauten Forts und der großen nebenan liegenden Batterien reichen von einem Ufer auf das andere. Bei Nagara erweitert sich die Straße schon auf 2833 Schritt.[1]

Zur Verteidigung der Dardanellen sind 580 Geschütze vorhanden, welche in Hinsicht auf ihre Kaliber eine Stufenfolge von 1- bis 1600-Pfünder bilden. Es gibt Geschütze, die 5, und deren, die bis zu 32 Kaliber lang sind, und man findet türkische, englische, französische und österreichische, selbst Kanonen, welche mit einem Kurhut bezeichnet sind. Aber die große Mehrzahl der Geschütze ist von mittlerem, dem Zweck entsprechendem Kaliber, und fast alle sind von Bronze. In Sedd-ül-bahr liegen einige merkwürdige Piecen sehr großen Kalibers aus geschmiedetem Eisen. Man hatte starke Eisenbarren der Länge nach zusammengelegt und mit anderen Barren umwunden, was indes schlecht gelungen ist. Es steckt ein ungeheueres Geldkapital in diesem Vorrat.

Merkwürdig sind die großen Kemerliks, welche Steinkugeln von Granit oder Marmor schießen. Sie liegen ohne Lafetten unter gewölbten Torwegen in der Mauer des Forts auf losen Klötzen an der Erde. Die größeren derselben wiegen bis zu 300 Ztr. und werden mit 148 Pfund Pulver geladen. Der Durchmesser des Kalibers ist 2 Fuß 9 Zoll, und man kann bis zur Kammer hineinkriechen. Man hat Mauern von großen Quadersteinen hinter dem Bodenstück aufgeführt, um den Rücklauf zu verhindern; diese werden jedoch nach wenigen Schüssen zertrümmert. Die Steinkugeln rikoschettieren übrigens auf der

[1] Doch werden jetzt 1350 m gleich 1800 Schritt angegeben, entsprechend den sieben Stadien der Alten.

Wasserfläche von Asien nach Europa und umgekehrt und rollen noch ein gut Stück auf dem Lande fort. Wenn eine solche Kugel das Schiff im Wassergang trifft, so ist gar nicht abzusehen, wie ein Leck von drittehalb Fuß im Durchmesser gestopft werden kann. Einige kühne und glückliche Unternehmungen der Engländer zur See haben ziemlich allgemein die Ansicht verbreitet, daß Landbatterien sich gegen Flotten, die ihnen an Zahl der Geschütze freilich weit überlegen sind, nicht verteidigen können. Eine solche Unternehmung war die Lord Duckworths im Jahre 1807. Die Verteidigungsanstalten der Dardanellen befanden sich damals im kläglichsten Zustande; die englische Eskader segelte durch, fast ohne Widerstand zu finden, und am 20. Februar erschien zum erstenmal eine feindliche Flotte unter den Mauern der osmanischen Hauptstadt.

Je weniger die Türken sich die Möglichkeit eines solchen Ereignisses gedacht, um so größer war die anfängliche Bestürzung. Es ist bekannt, wie der Einfluß und die Tätigkeit des französischen Botschafters damals den Diwan abhielt, in jede Forderung der Engländer zu willigen; Batterien wuchsen an den Ufern von Tophane und des Serajs empor, während die Dardanellen im Rücken der Eingedrungenen eiligst in wehrhaften Stand gesetzt wurden, und bald wußte der britische Botschafter selbst nicht mehr, was er mit dem militärischen Erfolg seines Admirals anzufangen habe. Nach Verlauf von acht Tagen mußte Lord Duckworth sich glücklich schätzen, mit Verlust von zwei Korvetten und wesentlicher Beschädigung fast aller übrigen Fahrzeuge die Reede von Tenedos wiederzugewinnen.

Die von einem Schiffe gegen eine Landbatterie geschossene Kugel tötet im günstigsten Fall einige Menschen und demontiert ein Geschütz, während die von einer Landbatterie abgeschossene möglicherweise ein Schiff außer Gefecht setzen kann.

Mannschaft, Geschütz und Munition sind in der Landbatterie ungleich sicherer aufgehoben als hinter den Wänden eines Schiffs. Besonders wichtig aber ist der Umstand, daß bei den Schwankungen des Fahrzeugs ein genaues Richten ganz unmöglich ist. Die Landbatterie bietet dem Treffen ein Ziel von etwa viertehalb Fuß Höhe, eine geringe Schwankung vergrößert oder verringert die Elevation der Geschütze daher schon in dem Maße, daß eine ganze Lage zu hoch oder zu niedrig geht. Die Feuerschlünde einer Landbatterie hingegen stehen fest, der Artillerist nimmt seine Richtung genau, sein Ziel ist eine 20 bis 30 Fuß hohe, 100 Fuß lange, überall verwundbare Wand. Die Kugeln, welche zu niedrig gehen, können noch par ricochet einschlagen; die, welche zu hoch, Masten, Rahen und Segel zerstören. Die größere Zahl der Geschütze ist auf der Seite der Flotte, die günstigeren Verhältnisse aber sind auf seiten der Landbatterie.

Noch ist ein Umstand zu bemerken, welcher besonders ungünstig für das Einlaufen von Schiffen durch die Dardanellen in die Propontis ist; es weht nämlich den ganzen Sommer hindurch fast unausgesetzt der Nordwind, die Kauffahrer liegen oft vier bis sechs Wochen, ehe sie die Straße hinaufgelangen, und wenn endlich ein Südwind eintritt, so muß er schon recht scharf sein, um die starke Strömung des Hellespont, welche konstant gegen Süden fließt, zu überwinden. Dabei tritt oft der Fall ein, daß bei Kumkaleh der Wind aus Süden weht, während er in der Höhe von Nagara vollkommen aufhört. Wenn das Artilleriematerial in den Dardanellen geordnet sein wird, so glaube ich nicht, daß irgendeine feindliche Flotte der Welt es wagen dürfte, die Straße hinauf zu segeln; man würde immer genötigt sein, Truppen zu debarkieren und die Batterien in der Kehle anzugreifen. Aber das dürfte keineswegs so leicht gefunden werden, wie man darüber reden hört. Forts mit 40 Fuß

hohen Mauern, wie die alten und die neuen Schlösser, mögen immerhin dominiert sein, man kann sich doch eine hübsche Weile drin verteidigen, wenn man sonst nur Lust hat, und überdies sind die Schlösser Kumkaleh und Sultani-Hissar durchaus nicht überhöht.

Ich machte nun noch einen Ausflug nach Alexandria Troas, den Ruinen einer Stadt, welche Antigonus, einer der Feldherren Alexanders des Großen, seinem Herrn zur Ehre nahe der Stelle gegründet hatte, wo die Reede zwischen Tenedos und der flachen asiatischen Küste noch heute den größten Flotten einen guten Ankerplatz gewährt.[1] Wir ritten an dem Grabe des Patroklus vorbei, von welchem ich mir einen Ölzweig mitnahm, längs des öden Sandufers, wo der Pelide um die schöne Briseis getrauert, nach dem Vorgebirge Sigeum zu, welches hinausschaut auf das prachtvolle Meer und seine Inseln, die rauh umstarrte Imbros, die thrakische Samos[2] und Tenedos, hinter welcher die Flotte der Achäer sich verbarg. Auf einem Hügel, der von Menschenhänden erbaut schien, lag ein griechisches Dorf[3], Aya-Dimitri, dessen dicht aneinandergedrängte Häusermasse ein burgartiges Ansehen hat. Obwohl ich wußte, daß Pergamus[4] nicht hier, sondern landeinwärts gelegen, so machte es mir Vergnügen, mir vorzustellen, daß dies die viel durchwanderte Feste sei, und wahrscheinlich waren auch die von Göttern abstammenden Helden nicht besser logiert als in diesen

---

[1] Es ist die Besikabai, wo in der Tat beim Krimkriege die englische und französische Flotte und im Jahre 1877 bis 1878 das englische Geschwader Platz fand, welches eventuell Konstantinopel gegen die Russen schützen sollte. — [2] Samothrake. — [3] Es ist das Dorf Jenikoei, griechisch Neochori, gemeint, von dem nördlich Hügel und Kapelle des Heiligen (Hagios) Demetrios liegen; der Hügel von Jenikoei ist aber als ein natürlicher Felsen erwiesen. — [4] Name der Burg von Troja.

Lehmhütten. Die Gegend ist fast ohne Anbau, junge Kamele weiden in dem hohen dürren Grase, und nur einzeln stehende Palamuts oder Färbeeichen schmücken die Flur.

Die Sonne senkte sich hinter einem schönen Gebirge herab, als wir unser Nachtquartier, ein großes türkisches Dorf, erreichten. Wir ritten zum Ältesten des Dorfs, welcher uns mit der üblichen Gastfreiheit empfing: „Akscham scherif ler chair olsun“ – „möge dein ‚edler‘ Abend glücklich sein, Herr!“ – „Chosch bulduck, sefa geldin“ — „wohl getroffen, willkommen!“ sagte er, räumte mir sein Zimmer, sein Lager, sein Haus ein und reichte mir die Pfeife, welche er selbst rauchte. — Es fand an diesem Tage ein Erdbeben statt. Der erste Stoß war nachmittags empfunden, ich hatte aber zu Pferde nichts davon gemerkt, ebensowenig von der zweiten Reprise abends, wo ich schon im festen Schlaf lag. Gegen Morgen aber fühlte ich mich auf meinem Lager geschüttelt und erwachte von dem Klappern aller Fenster und Türen. In den Dardanellen hatte man die drei Stöße sehr merklich verspürt.

Am folgenden Morgen, nachdem wir durch ein schönes Tal mit Pappeln, Kastanien und Nußbäumen geritten, sahen wir das Fundament der alten Stadtmauer von Alexandria Troas vor uns. Es bestand aus 6 bis 10 Fuß langen, 3, oft 6 Fuß mächtigen Steinblöcken und erstreckte sich, soweit das Auge durch das Gebüsch folgen konnte. Wir ritten wohl tausend Schritt auf diesem Wall entlang und fanden mächtige Steintrümmer, Granitsäulen, Gewölbe, die mit sechsseitigen Steinen zierlich bekleidet gewesen, Trümmer von Architraven und schönen Kapitälern auf der Ebene herumgestreut. Plötzlich standen wir vor einer mächtigen Ruine, aus riesenhaften Quadern aufgetürmt. Die großen Bogen des schönen Portals trotzen allen Erdbeben und Jahrhunderten, und es macht einen eigenen wehmütigen

Eindruck, einen solchen Riesenbau in dieser ganz menschenleeren Einöde zu finden.

Die Türken nennen den Ort Eski-Stambul, das alte Konstantinopel. Sie benutzen die Sarkophage zu Wasserkufen, ihre Deckel zu Brücken über die Bäche und die Säulenschäfte zu Kugeln für ihre Steinkanonen.

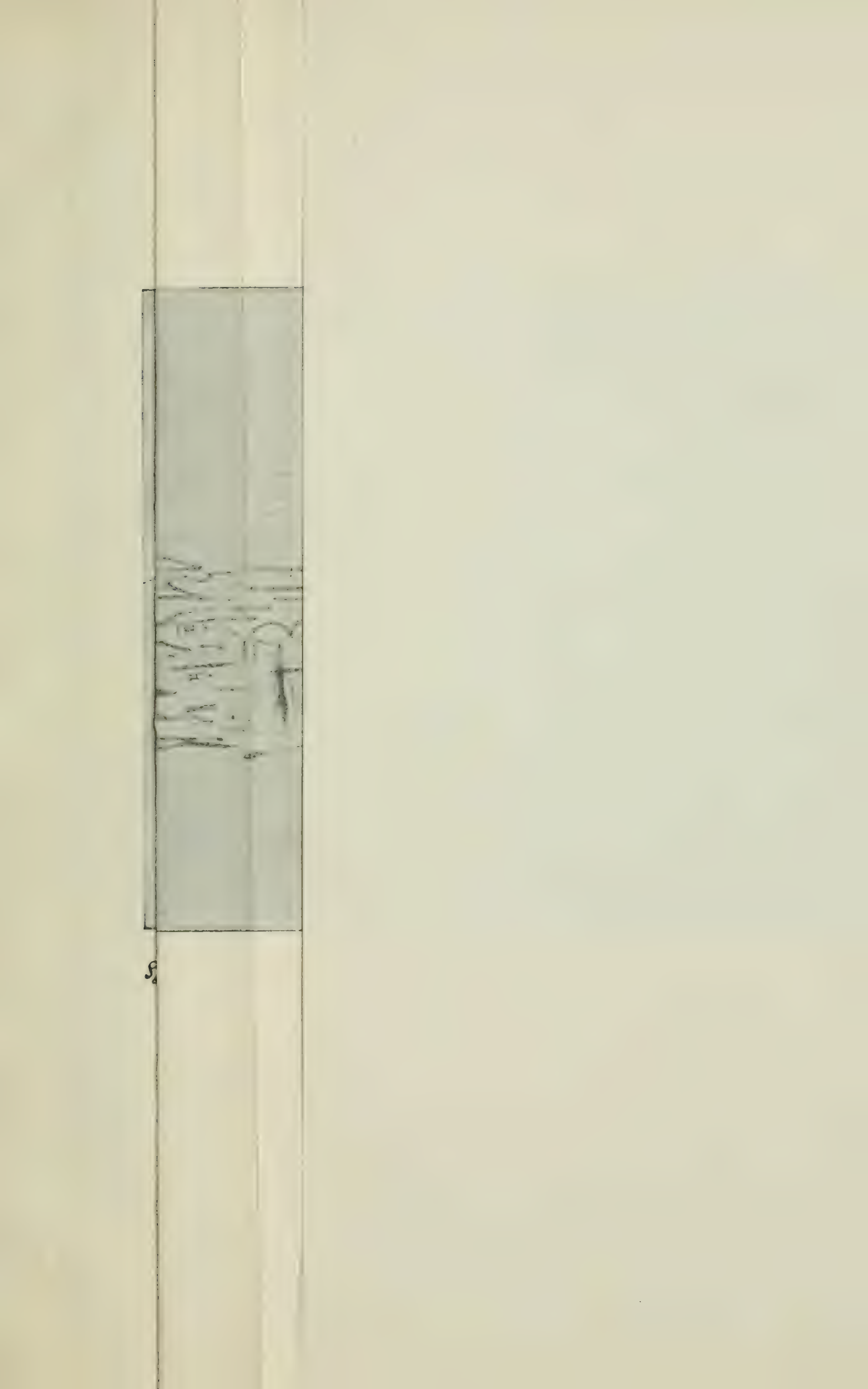
Gustav Freytag: Ein Dank für Charles Dickens

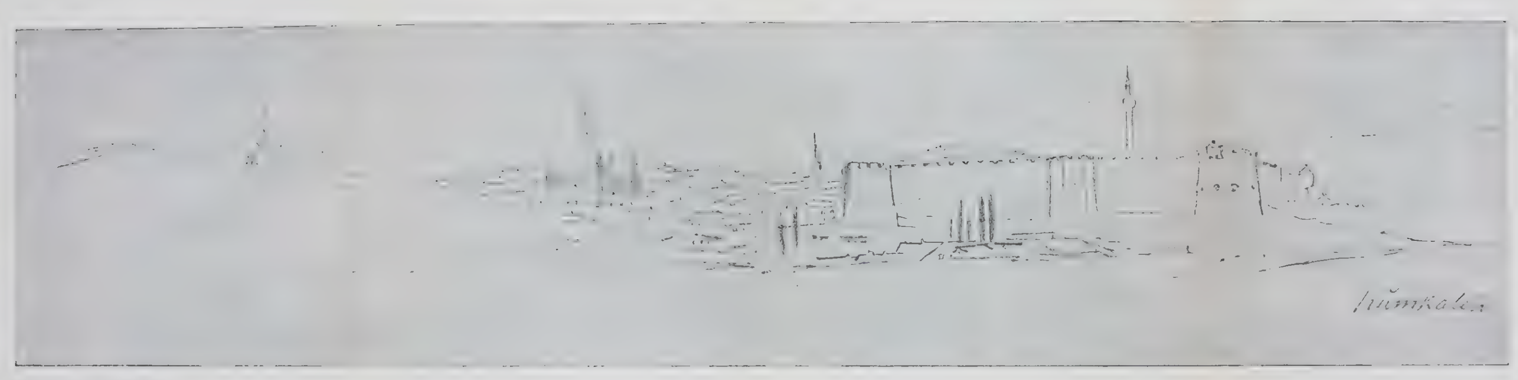
Geschrieben 1870

In der Westminsterabtei ist die Hülle des Dichters beigesetzt, der so reichlich und tief auf seine Zeitgenossen gewirkt hat wie wenige; und die Totenklage in der Presse Englands rühmt mit Recht, daß der Gestorbene Millionen das Herz gerührt, das Leben schöner gemacht habe. Er war uns Deutschen kaum weniger vertraut als seinen Landsleuten, er war auch uns ein guter Freund, zuweilen ein liebevoller Erzieher.

Ja er hat in mancher Hinsicht uns mehr gegeben als den Engländern. Denn dort ist die Literatur, welche Charaktere und geheimstes Empfinden der Menschen darzustellen weiß, ungleich älter und reicher an volkstümlichen Talenten. Wir entbehren aus den Jahrhunderten von Shakespeare bis Addison nur zu sehr die entsprechenden Dichterkräfte, und selbst die edle Kunst Goethes und Schillers gab der deutschen Schriftsprache nicht sofort den Reichtum an Farben, und dem schillernden Stil nicht die behagliche Fülle, welche für die künstlerische Behandlung des modernen Lebens unentbehrlich sind.

Es war in Deutschland um 1837, wo Boz zuerst unter uns bekannt wurde, eine Zeit frostigen Mißbehagens. Das Volk saß noch in der alten Geteiltheit, in engem Hause, und arbeitete sich langsam zu größerem Wohlstand herauf; es merkte ein wenig





Helmuth von Moltke: Kumkaleh

die größere Freiheit des Binnenverkehrs, die neue Dampfkraft an Landstraßen und Fabriken, aber es bildete über den Grundlagen seiner Kraft und Größe noch ohne jedes Selbstvertrauen. Die Gefühle des Hauses waren stark, die Charakterbildung durch den Staat sehr schwächlich. Das junge Geschlecht hatte nichts, was ihm Begeisterung und Hingabe leicht machte, und gebärdete sich deshalb widerwärtig, krittlig, revolutionär. Die heimische ästhetische Literatur, diese zarteste Blüte des Volkslebens, siechte an demselben Mangel von Wärme. Das letzte Geschlecht deutscher Lyriker zwischen verblaßter Romantik und unreifen politischen Wünschen fand reizvoll, in sein inniges Lied neue Mißtöne zu mischen; wer von den Jüngern die Zeit schilderte, stand in Abhängigkeit von französischem Wesen, das er ungeschickt nachahmte; statt zu plaudern, schrieb er Klatsch, und geärgert durch das Hausbackene höherer Weiblichkeit in seiner Heimat, quälte er sich, Pariser Kokotten und Gräfinnen mit ganz unbegreiflichen und sehr verzwickten Gefühlen zu erdenken.

Da kamen „Die Pickwickier" in das Land. Man muß jene Zeit in gebildeten bürgerlichen Familien durchlebt haben, um die schöne Wirkung zu begreifen, welche das Buch auf Männer und Frauen ausübte. Die fröhliche Auffassung des Lebens, das unendliche Behagen, der wackere Sinn, welcher hinter der drolligen Art hervorleuchtete, waren dem Deutschen damals so rührend, wie dem Wandrer eine Melodie aus dem Vaterhause, die unerwartet in sein Ohr tönt. Und alles war modernes Leben, im Grunde alltägliche Wirklichkeit und die eigene Weise zu empfinden, nur verklärt durch das liebevolle Gemüt eines echten Dichters. Hunderttausenden gab das Buch frohe Stunden, gehobene Stimmung. Jeder bekannte ältliche Herr mit einem Bäuchlein wurde von den Frauen des Hauses als Herr

Pickwick aufgefaßt, sogar dem ausgewetterten Droschkenkutscher kam bei Rückgabe kleiner Münze zugute, daß man sich ihn als Vater eines Sam Weller dachte, knorrig, doch treuherzig. Ernste Geschäftsmänner, welche sich sonst um Romane wenig kümmerten, vergaßen über der Dichtung die Nachtruhe und fochten mit Feuer für die Schönheiten des Werkes, junge Damen und Herren fanden in der Freude über die Charaktere des Romans einander sehr liebenswert, und wenn Boz alle Kuppelpelzlein hätte auftragen müssen, die er sich damals in Deutschland verdient, er wäre bis an sein Lebensende einhergewandelt, rauh und vermummt wie ein Eskimo.

Diese Wirkung des ersten Werkes, das den Deutschen übertragen wurde, hielt an, und sie wurde fast durch jeden der späteren Romane bis zu „David Copperfield" gesteigert. In jedem Band fand der Leser einen oder mehrere Charaktere, die ihm Menschennatur liebenswert und ehrwürdig machten, und in jedem einige gewaltige Schilderungen von Schuld und Strafe, von menschlichen Torheiten und Lastern, von dem innern Verderb, den diese in den Seelen hervorbringen, und von der gerechten Vergeltung, welche durch die Missetat selbst in die Verbrecher geführt wird. Überall kündeten seine Bücher, daß eine ewige Vernunft und Weisheit in den Schicksalen der Menschen sichtbar wird und daß der einzelne nicht nur unter den eigenen Fehlern, auch unter der Verbildung seines Volkes krankt. Und das war nicht trockene Lehre, sondern nur stiller Hintergrund einer Erfindung, die an lustigen Situationen, drolligen Käuzen und spannenden Momenten fast überreich ist. Fast aus jedem Roman blieben rührende oder lebensfrische Gestalten fest in der Seele des Lesers, welche ihm unmerklich selbst die innige Auffassung alles Lebenden, das ihn umgab, und die gute Laune im eigenen Kampf mit dem Leben steigerten.

Denn wer da meint, daß die Traumgebilde eines Dichters nur wie flüchtige Schatten durch die Seelen der Leser gleiten, der verkennt die beste Wirkung der Poesie. Wie alles, was wir erleben, so läßt auch alles Wirksame, das wir gern lasen, seinen Abdruck in unserer Seele zurück. Aus der Sprache des Dichters geht in unsere über, seine Gedanken werden unser Eigentum, auch der Humor lebt in uns fort, er färbt immer wieder unsere Betrachtung der Menschen und erhöht uns zu heiterer Freiheit, sooft die empfangene Stimmung in uns lebendig wird. Sehr ernst ist unser Leben zwischen deutschen Wintern und Sommern, vielen wird es ein schwerer Kampf, leicht wird unsere Hingabe in einem engen Kreis von Standesinteressen beschränkt. Da ist uns die Mahnung an eine ewige Vernunft der Dinge, die Vorführung anderer Lebenskreise, vor allem ein fröhliches Herz, das aus der Überfülle seiner warmen Empfindung Freude mitteilt, fast unentbehrlich. Solche bildende Gewalt über die Zeitgenossen erhält freilich nur der wahre Dichter, der aus dem vollen gibt und wie mühelos seine Schätze spendet. Und er bildet am kräftigsten an der Jugend und an denen, die verhältnismäßig wenig lesen.

Daß diese kräftige Einwirkung des englischen Dichters uns Deutschen gerade in den Jahren half, wo die eigene schöpferische Kraft schwach, das nationale Leben krank, das Einströmen der französischen Oppositionsliteratur, sozialistischer Ideen und frecher Hetärengeschichten übermächtig zu werden drohte, das ist sehr vielen der jetzt tätigen Generation ein Segen geworden, für den wir dem Toten recht innigen Dank schulden.

Er hat darum auch einen politischen Einfluß geübt, den wir wohl zu würdigen wissen und dem die Engländer Anerkennung zollen mögen. Vornehmlich durch ihn wurde uns englisches Wesen heimisch und vertraulich in Jahren, wo uns die eng-

lischen Politiker keineswegs freundlichen Anteil bewiesen. Freilich leitete nicht er allein diese geheime Mission zugunsten einer politischen Annäherung. Viele bedeutende Dichter Englands sind auch die unseren geworden: Shakespeare, Walter Scott, Byron, noch kurz vor ihm und neben ihm war Bulwer in derselben Richtung sehr tätig. Aber seit seinem Auftreten darf doch er den größten Anteil an solchem Liebeswerk beanspruchen. Sein London hat er uns so nahe gelegt, daß wir zuweilen besser darin Bescheid wissen, auch wenn wir nie dort waren, als der Süddeutsche in Berlin, der Rheinländer in Wien. Diese schlauen Taschendiebe und das Stäbchen der hilfreichen Konstabler, Verkehr und Schrecken der Themse, die unübertreffliche Schlauheit der Entdeckungsbeamten! Durch ihn kennen wir freilich auch genau gewisse soziale Leiden der Vettern von drüben: die Heuchelei, die Vornehmtuerei, die unbehilfliche Rechtspflege. Aber das Licht ist in den besten seiner Romane so hell und kräftig über die Schatten gesetzt, daß die Summa der Eindrücke, die er uns gibt, doch starke gemütliche Annäherung an sein Volk und Land hervorbringt. Jedem Engländer, der als Gast in unsere Familien trat, wurde ein Willkommen wie einem guten Bekannten, er war uns ein Neffe des Herrn Pickwick, der liebe arme Pinch, einer von den Gebrüdern Wohlgemuth, oder gar bei struppigem Haar der treue Trawles, und wenn der Deutsche noch heute geneigt ist, jeden vorgestellten Engländer als einen guten und tüchtigen Kerl zu achten, vielleicht steif, aber von sehr tiefem Gemüt, wahrhaft, zuverlässig, treu, so ist diese poetische Auffassung zum großen Teil daher zu erklären, daß der Fremde ein Landsmann von Charles Dickens ist.

Aber solche Anschauungen, aus den Büchern eines Dichters gezogen: welchen Anspruch auf Wahrheit und Wert vermögen sie gegenüber realer Wirklichkeit zu erheben? Wer zweifelnd

so frägt, dem sei zur Antwort eine andere Frage gestellt: aus welchem Schrein entnehmen wir denn ein besseres Urteil über fremde Menschen und Verhältnisse? Ist das Urteil über neue Bekannte, das wir aus der Form ihrer Nase, dem Ton ihrer Stimme, aus Äußerungen einer Stunde abziehen, genauer und zuverlässiger? Ist die Ansicht, die sich der Mann der Geschäfte nach Hörensagen, zum Teil aus schlechtem Geschwätz über andere bilden muß, in der Regel sicherer? Ja, sind selbst sorgfältige Beschreibungen eines Lebens, einer Gegend, die Daguerreotypen der Wirklichkeit, in der Hauptsache belehrender als die poetische Wahrheit des Dichters, der das Vorrecht seines Handwerks zu gebrauchen versteht: auf wenig Seiten mehr von den innersten Geheimnissen der Menschennatur auszuplaudern, als der Philolog, Historiker und Naturforscher in vielen Bänden darzustellen imstande sind? Was er uns gibt, das mag in allen Einzelheiten ganz anders erscheinen, als es in Wirklichkeit aussieht. In der Hauptsache hat doch er, und nur er die höchste Wahrheit gefunden, welche dem Menschen darzustellen verstattet ist. Er hat die ungeheuere, furchtbare, unverständliche Welt ins Menschliche umgedeutet nach den Bedürfnissen eines edlen und sehnsuchtsvollen Gemütes.

Jetzt sind wir betroffen, weil der Dichter, der so reich und machtvoll über den Geheimnissen des Erdenlebens waltete, selbst das eigene Leben dem alten Zwang des Todes hingeben mußte. Aber der Tod, der ihn entzog, vermochte dennoch nichts von dem Leben zu nehmen, welches Charles Dickens unvergänglich in Millionen fortlebt. Und das ist der erhebende Humor beim Tode dieses guten Dichters.

Charles Dickens: Brief an Heinrich Künzel

Broadstairs, Kent. Montag, den 13. September 1841

Mein verehrter Herr! Ich würde Ihren Brief sofort beantwortet haben; aber ich verbringe den Herbst stets in diesem Teile Englands und erhielt ihn daher erst gestern. Nehmen Sie meinen besten Dank für Ihren liebenswürdigen Brief und versichern Sie dem Herrn, der sich in der durch Sie übermittelten Anlage so freundlich und schmeichelhaft meiner erinnert, daß ich ihm sehr verbunden bin und mich durch seine Anerkennung geehrt fühle. Was kann ich Ihnen hinsichtlich der „Britannia" sagen? Daß ich die besten Wünsche für Sie hege und daß meine herzliche Sympathie und mein Interesse mit Ihnen ist? Sie wissen es ja schon.

Glauben Sie mir, mein verehrter Herr, ich kann ohne jede Schmeichelei sagen, daß nächst der Gunst und guten Meinung meiner eigenen Landsleute ich die Achtung des deutschen Volkes über alle Maßen hochschätze. Ich verehre und bewundere es mehr, als ich ausdrücken kann. Ich weiß, daß es mit seinen großen geistigen Fähigkeiten und der Höhe seiner Kultur das auserwählte Volk der Erde ist; und niemals war ich stolzer und glücklicher, als da ich zum erstenmal hörte, daß meine Werke vor seinen Augen Gnade gefunden hatten. Nichts, was die englische Literatur mit Deutschland verbindet, kann mir gleichgültig sein. Das Ziel Ihrer neuen Zeitschrift ist mein Ziel und das jedes Engländers, der Interesse hat und Freude empfindet an dem Fortschritt des menschlichen Geistes. Gott fördere ihn und Sie! Ich wünschte bei Gott, Deutsch sprechen zu können, und wäre es noch so schlecht. Könnte ich es, so würde ich in sechs Monaten Ihr Mitarbeiter sein. Ich bin, mein verehrter Herr,

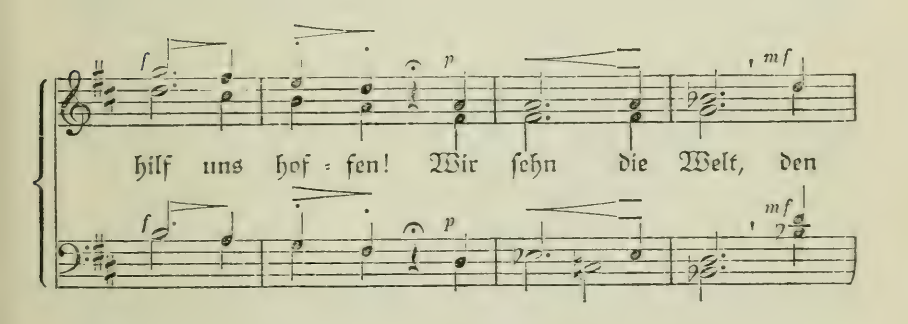
Ihr stets sehr ergebener Charles Dickens.

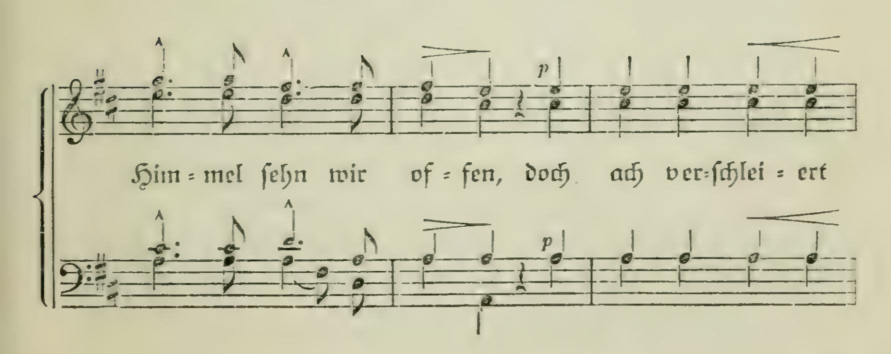
Richard Dehmel: Gebet um Erleuchtung

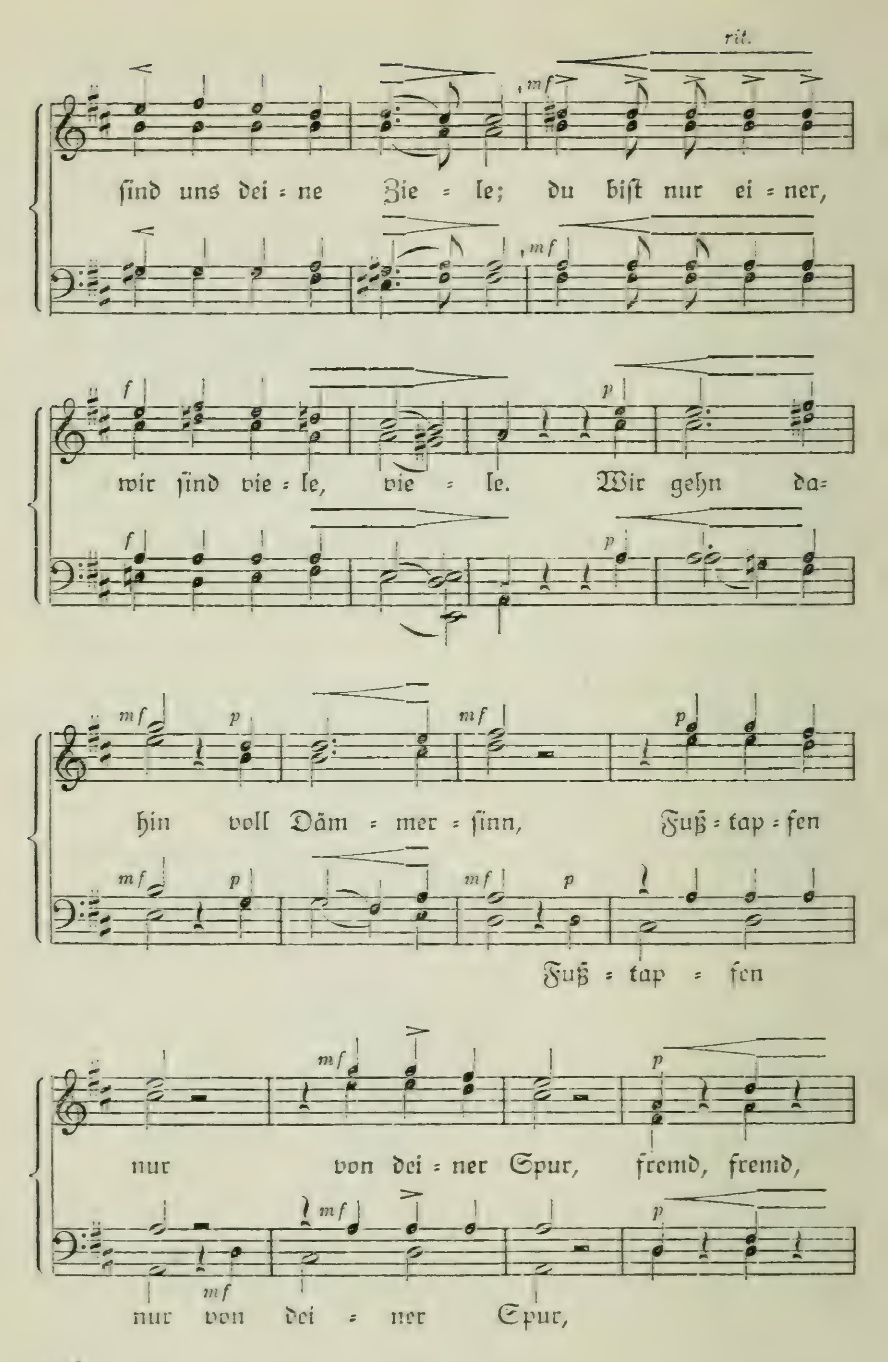
Nach einer Chormelodie von Mozart aus der „Zauberflöte"

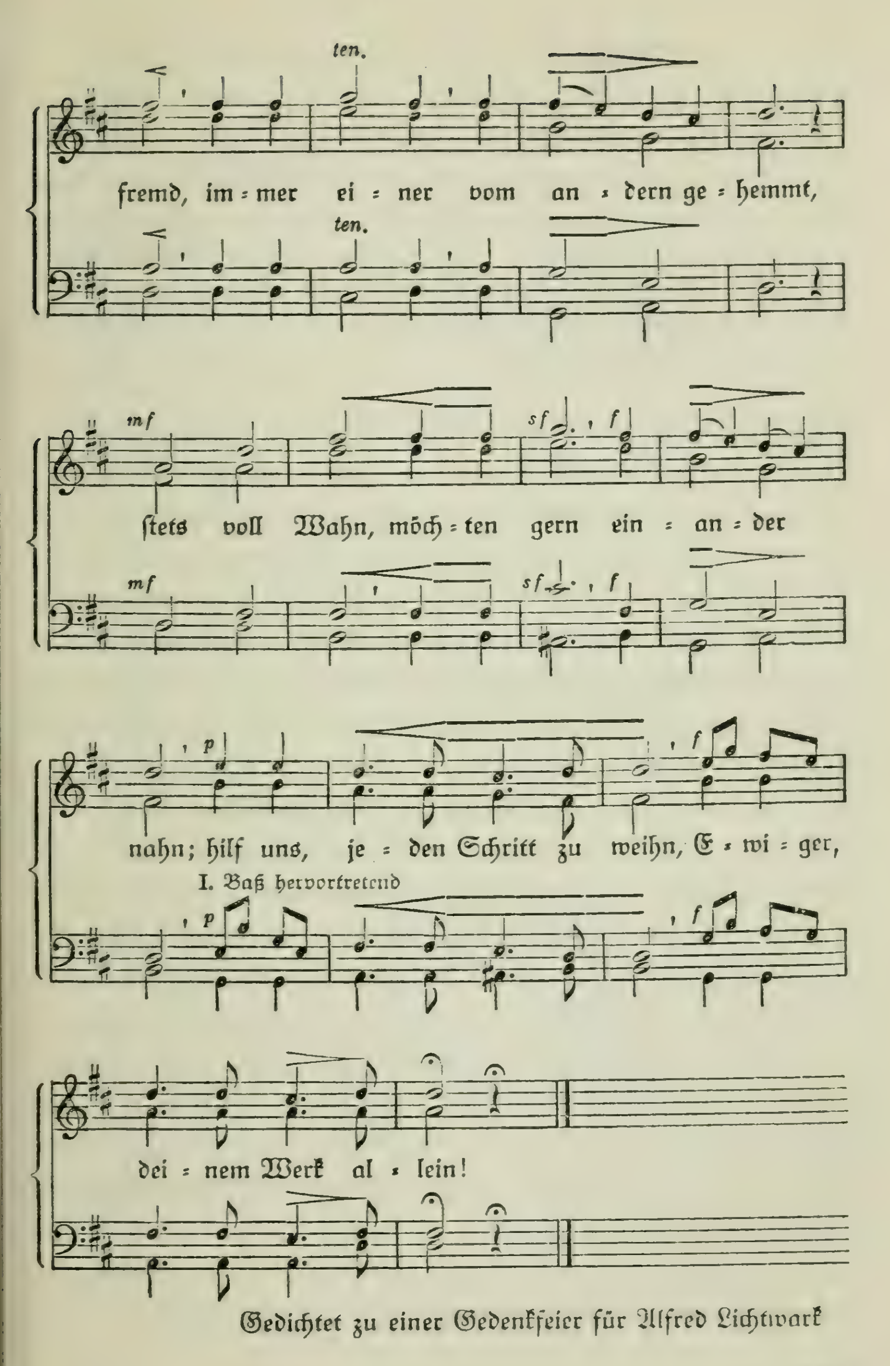









ſind uns dei = ne Zie = le; du biſt nur ei = ner,
wir ſind vie = le, vie = le. Wir gehn da=
hin voll Däm = mer = ſinn, Fuß = tap = fen
Fuß = tap = fen
nur von dei = ner Spur, fremd, fremd,
nur von dei = ner Spur,



Gedichtet zu einer Gedenkfeier für Alfred Lichtwark

Hugo von Hofmannsthal:
Worte zum Gedächtnis des Prinzen Eugen

(Geschrieben am Tage der Räumung Belgrads)

Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirscht, was den Aufflug lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit; nur ein Übel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgibt.

Johannes v. Müllers Rede auf Friedrich den Großen.

Großen Schwierigkeiten muß das Gemüt, wenn es sich nicht selber verlieren will, neuen und immer neuen Aufschwung entgegensetzen; die Kraft hiezu kann ihm nur der Geist verleihen. Wenn das Geschehen übermächtig und furchtbar wird und wie ein Gewölk über dem Meere sich aus dunklen Tiefen unablässig erneuert, das mit Opfern Errungene zeitweilig wieder dahinfällt, unsägliche Anstrengung vergeudet erscheint, wissen wir nicht aus noch ein. Unser Geist schweift angstvoll umher nach einem Sinn solchen Geschehens; auch über das Härteste könnte er sich beruhigen, wo er die höhere Notwendigkeit erkennte. Die Gewalt aber, die scheinbar gleichgültig über alle hinschreitet, ist zu stark für unsere Fassung; wahllos sehen wir sie die Einzelnen zu Tausenden und Tausenden vernichten, da müssen wir uns selber, die wir Einzelne sind, bis zur Vernichtung gedemütigt fühlen. Die Liebe selbst, in der wir erst wahrhaft leben, wird von einem unbegreiflichen Gedanken ins Herz zurückgeängstet, sie getraut sich nicht mehr, an dem Einzelnen zu haften, und doch behauptet sich auch in einer solchen Lage das Tiefste unserer Natur, ein großes Wort vermag uns für Augenblicke aufzurichten, die Erzählung einer herrlichen Tat setzt alle unsere Kräfte in Bewegung. Nie sind wir würdiger als in dieser Verfassung, unsere Gedanken auf einen großen Mann zu richten.

Jetzt steht uns die Gewalt vor Augen, gegen die er sich zu behaupten hatte; wie er gerungen und womit er gerungen, wovon in gewöhnlichen Verhältnissen wir auch nicht die Vorstellung aufbringen, jetzt tritt es uns vor die Seele. Die Vergangenheit erscheint nicht als ein abgeschlossenes, friedlich daliegendes Bild, wir erkennen sie in steter furchtbarer Bewegung wie unsere eigene Zeit, und das Leben der Völker enthüllt sich uns als ein unablässiges Gegeneinander; nur in welchem Verhältnis sie als Gegner antreten und sich verbünden, wechselt. Wir sehen eine große, für ein Vierteljahrtausend entscheidende Epoche, Europa in Brand, und die Linie des Kampfes gezogen von Lille bis Belgrad, wie heute; aus diesen Kämpfen, erfahren wir, wird unser Österreich geboren. Wir sehen nicht, daß es geschehen konnte, nur daß es geschah; wir erkennen nirgend den vorgezeichneten Weg, nur daß immer alles unsicher, zerfahren und bedrohlich war, und daß einer es war, der das Mögliche schuf, wo keinem stumpferen Blick ein Mögliches vorher erschienen wäre; da wird unsere Brust frei, wir fühlen, was ein Mensch vermag, die Gewalt des Geistes hebt uns empor, wir vermögen eines Menschen Großheit zu erkennen und müssen ihn unbedingt lieben; so stehen die heutigen Preußen zu ihrem Friedrich, so wir Österreicher zu dem größten Österreicher, zu Eugen von Savoyen.

Zwischen ihm und uns liegt freilich ein Vierteljahrtausend; aber was soll uns dieser Schein? Der Materie ist auch der eben verflossene Augenblick unwiederbringlich dahin, ihrem dumpfen Reich müssen wir das ungeistige Walten vieler zurechnen, die noch vor Dezennien, vor wenigen Jahren, Lebende waren: der Geist kennt nichts als Gegenwart. Dem Geiste nach ist Prinz Eugen ein Lebender unter uns, seine Taten erneuern sich in diesen Kriegstaten unseres Geschlechtes, und seine unver-

weslichen Gedanken sind das einzige politische Arkanum in einer ungewissen, zukunftsschwangeren Gegenwart. Die schöpferische Gewalt eines solchen Mannes ist ohne Grenzen, und ihren Wirkungen hat es nichts an, ob Generationen dahingehen, die nicht fähig sind zu erkennen, wer die Fundamente legte, auf denen der Umkreis ihres Daseins ruht. Aber wenn sich die große Krise der Weltgeschichte erneuert, wenn in schweren Stunden das Gemüt der Denkenden mit Entschiedenheit verlangt, hinter dem Unzulänglichen, das als halbvergangenes Geschehen sich schwer auf die Seele legt, ein Höheres zu erkennen, dem es den Zoll unbedingter Ehrfurcht entrichten kann, wenn das Verworrene und kaum zu Entwirrende, die Zerfahrenheit und die wechselseitige Verschuldung durch einen Strahl aus höheren Welten gespalten werden muß, sollen wir dem Druck der Gegenwart standhalten –, so tritt die Gestalt dieses Heros aus dem ehrwürdigen Dunkel, und Staunen durchfährt uns: jedes Atom an ihr ist lebendig.

Österreich ist das Reich des Friedens, und es wurde in Kämpfen geboren; es ist seine Schickung, daß es Gegensätze ausgleiche, und es muß sich in Kämpfen behaupten und erneuen. Der Mann, der diesen Staat aus dem Chaos in die Welt des Gestalteten zu rufen hatte, mußte ein großer Feldherr sein und zugleich der höchsten Staatskunst mächtig. So war Eugen: ein gewaltiges Jahrhundert hatte ihn geboren: unter den riesigen Söhnen jener Zeit, Richelieu, Wallenstein, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Wilhelm von Oranien, hebt sich auch seine Gestalt empor; in der unerschütterlichen Folge seiner Entschlüsse und der Gewalt, sie auszuführen, weicht er ihrer keinem, noch auch in der fortwirkenden Jahrhunderte durchdauernden Großheit des Erreichten; durch die Reinheit und Redlichkeit seines Gemütes, den Reichtum und die Anmut seines Geistes bei so

gewaltigem Tun ist er unserem Herzen lebendiger und näher als irgendeiner jener anderen.

Aus fremdem Land rief ihn sein Geschick hieher, so rief ein Jahrhundert später Frankreichs Geschick Napoleon von seiner Insel. Er war ein Fürstensohn und hatte über diesem eine fürstliche Seele; es war ihm eingeboren, daß er nur dem Herrn dienen konnte, der ihm das Höchste verkörperte. So kam er hieher und diente dem Kaiser und dem Reich. Er kam aus der Fremde, er hat die deutsche Sprache nie beherrschen gelernt, und er wurde ein deutscher Nationalheld; allezeit und auf allen Schlachtfeldern Europas haben Deutsche unter ihm gefochten; die verbrannte Pfalz und das verwüstete unterrheinische Land hat er gerächt; Straßburg und Metz gewann er wieder, wo nicht die sittlichen Kräfte – mehr als die kriegerischen – des erniedrigten, zerspaltenen Deutschland ihm versagten. Wien war des Römischen Kaisers Residenz; so kam Eugen nach Österreich, sich sein Geschick zu suchen, und er schuf unser Geschick. Das Entscheidende lag in ihm; die Mittel, die Gelegenheiten bot das Glück. Ein Reiterkommando und eine große Epoche, dies war, was ihm gegeben war. Vor Wien lagen die Türken; Ungarn war ihr Land, die Erblande schutzlos. Von Westen her drohte ein Frankreich, wie es kühner, übergreifender nur einmal wieder dagestanden hat; nur ob er für sein Haupt oder für das des Dauphin die Römische Kaiserkrone verlangen werde, war Ludwig XIV. im Schwanken; nicht über die Gestalt, die er Europa zu geben gewillt war. Ungarn und Polen waren zu vereinigen; an ihrer Spitze eine Herrschaft des Adels, ein gemeinsamer Reichsrat oder ein König, ein vasallisches Werkzeug von Frankreichs Thron, dieser wie jener. Tirol kam an die Schweizer Eidgenossen zur Bildung einer „granitnen Neutralitätswand", österreichischen Heeren den Weg nach Italien zu verschließen. Beide

Sizilien an Frankreich, die Barbareskenstaaten zerstört und kolonisiert, Ägypten französische Provinz. Wer denkt nicht bei einer so gewaltigen durchgreifenden Politik, bei dieser größten und aussichtsreichsten Bedrohung, welcher das Herz Europas jemals ausgesetzt war, an den heutigen Tag und erkennt die Staaten als ein Lebendiges und ihren Machtwillen als das Leben ihres Lebens? In diese Konstellation tritt ein großer Mann und gibt der Landkarte Europas für ein Jahrhundert eine genaue Zeichnung, für ein Vierteljahrtausend uns die großen Richtlinien des politischen Bestehens.

Mit neunundzwanzig Jahren ist Eugen von Savoyen kaiserlicher Feldmarschall. Er schlägt sieben Hauptschlachten der Weltgeschichte; durch die Siege von Zenta, Peterwardein, Belgrad nimmt er den Türken für ewige Zeiten Ungarn ab; bei Höchstädt gewinnt er Bayern und Deutschland, bei Turin das obere Italien, durch Oudenarde und Malplaquet die Niederlande. Er ist der große Stratege seiner Zeit, der anerkannte Lehrer Friedrichs des Großen; einer der sieben Feldherren aller Jahrhunderte, deren Heereszüge Napoleon des Studiums der Nachwelt wert hielt. Keine Trägheit des Vorstellungsvermögens darf uns verführen, die Schlachten jenes höchst kriegerischen Jahrhunderts um der geringeren Zahl der Streitkräfte und des minder ausgebildeten Geschützes willen für leichter zu lösende Aufgaben zu halten, als es die heutigen Schlachten sind. In jeder Epoche drängt sich in solche Entscheidungen das Höchste an Forderungen zusammen, die an Menschen gestellt werden können. Immer gleich bliebe, wenn sie errechenbar wäre, die geheimnisvolle Kurve, in der sich das Verhältnis des schöpferischen Geistes zu den jeweils erlernbaren handwerksmäßigen Bedingungen und Umständen des Krieges ausspräche, und immer gleich selten und kostbar bleibt die Erscheinung des großen Heer-

führers. Eugens Schlachten zählen zu den blutigsten jener blutigen Epoche, seine Märsche zu den erstaunlichsten, seine Entschließungen in schwieriger Lage zu den kühnsten und erfolgreichsten, welche die Kriegsgeschichte kennt. Jede seiner kriegerischen Großtaten trägt den Stempel eines großen, wahrhaft ursprünglichen Geistes: der seinen Zeitgenossen kaum faßliche Alpenübergang bei Roveretto mit Reiterei und Geschütz, indes der Feind ihn am Ausgang der Veroneser Klause erwartet; bei Chiari das Herankommenlassen des überlegenen Feindes bis dicht an die Laufgräben; bei Höchstädt der Bachübergang in vollem feindlichen Feuer; bei Malplaquet die unerhörte Wucht des entscheidenden Stoßes; bei Zenta das Erreichen des Feindes im Augenblick des Überschreitens der Theiß; der Handstreich von Cremona, und endlich Belgrad, die Tat aller Taten, wo der Belagernde, mit seinem durch Seuchen entkräfteten Heer vom überlegenen Entsatzheer umringt, selber zum Belagerten geworden, aus einer Lage, die jeder kleinen Seele hoffnungslos erschienen wäre, durch nichts als die Schwungkraft des Genius sich herausreißt, gegen sechsfache Übermacht nach zwei Fronten schlägt und zugleich den Besitz der Feste und den größten Sieg in offener Feldschlacht davonträgt. Mit diesem aber wird nur von einzelnen berühmtesten Taten einzelnes angemerkt; wie wäre es möglich, in Verfolg einer bloßen Rede, die an Großes erinnern, nicht es darstellen will, mehr als die Namen jener ruhmvollen Schlachten einzuflechten? Ruhmvoll, sie waren es, und Kindern gleich tragen sie die Zeichen des väterlichen Geistes an der Stirn. Und dennoch ist eines größer und seltener noch als die Feldherrntugend, mit der er vierundzwanzig Schlachten schlug: daß er die Weisheit hatte, die Schlacht und den Sieg einzig nur als ein Werkzeug politischen Vollbringens anzusehen und zu nützen. Es gibt solche unter seinen kriegerischen Aktionen,

ja vielleicht sind es die mehreren, von welchen man nicht weiß, ob man sie mit mehr Recht zu den Kunstwerken der Strategie oder der hohen Politik rechnen soll. So war der Einfall von Italien aus in die Provence, so der ganze niederländische Feldzug. Der Krieg ist das Werk der Zerstörung; aber seine größten Meister sind über ihrem Werk; Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Friedrich, Eugen waren schöpferische Politiker über dem, daß sie große Feldherren waren. Eugen, der große Meister des Krieges, war der mäßigste und wirksamste Unterhändler des Friedens. Er schuf Bündnisse und wußte die Allianzen der Gegner zu sprengen. In einer Zeit der verschlagenen Kabinettspolitik ruhte in seinen Händen die diplomatische Vorbereitung der großen, auf weite Ziele eingestellten Aktionen. Wir haben seine Memoiren, seine Noten und Briefe. Mit der höchsten Klarheit ist darin die verworrene Gegenwart behandelt, mit der höchsten Voraussicht – seltenste Gabe, und gar in Österreich! – die Zukunft. Aus dem unabsehbaren Material seiner politischen Korrespondenz blickt uns ein Auge an, so feurig, so menschlich, so nahe, so gegenwärtig! Alles, wovon er redet, ist von heute. Denn was er redet, ist Geist, und was der Geist ergreift, bleibt lebendig, denn er ergreift nur das Wesentliche. Wie aber wäre es möglich, hier sein geistiges Walten aufzurufen, wo auf alles bloß hingedeutet werden kann! Er erobert, und wo er erobert, dort sichert er; er gewinnt Provinzen mit dem Schwerte zurück und gewinnt sie auch wirklich. Unversehens blühen ihm unter schöpferischen Händen und überall aus kriegerischen Taten die Werke des Friedens hervor. Hinter seinem Heer geht der Pflug und im Walde die Axt des Kolonisten. Er besiedelt das verödete Kroatien, Syrmien, das Banat. Die Warasdiner Grenzer, die Banater Schwaben sind von ihm angepflanzt. Er rodet Dickicht aus, er legt Sümpfe trocken, er baut Straßen und

Brücken. Sein Feldherrnstab, das Symbol der zerstörenden Kriegsherrschaft, befruchtet die Länder und weckt das erstarrte Leben auf. Er unterwirft und versöhnt, er vereint und leitet. Dies Heer, in dem zum erstenmal die Ungarn mit Österreichern Seite an Seite fechten, ist das Werk seiner großen Seele. Er gründet, wo er hinkommt, und was er gründet, hat Bestand. Triest ist sein Werk. Er baut, er schmückt, er veredelt, er beschenkt.

Was von ihm getan wurde, hier wäre es dürftig aufgezählt, aber dies sind nur Worte, die Schattenbilder der Taten. Den gedachten Grundriß seiner Taten zu entwerfen, schon dazu hätte es einer großen Seele bedurft – was aber gehörte dazu, sie wirklich zu tun? Ist etwas in uns, das sich aufschwingen kann, diesem Gedanken nachzukommen? Wir fürchten, nein; denn die Tat ist undurchdringlich, wahrnehmbar nur die Folge, das Geschehene. Aber großen Taten nachzudenken, ist dennoch fruchtbar, und ein Etwas bringen wir davon in unsere Seele, wenn wir uns mühen, und gewinnen Mut und eine unzerstörbare Ahnung des Höheren. Ein Heer zu führen und immer wieder zu führen, wie er es führte, zu Schlachten und neuen Schlachten, Belagerungen und neuen Belagerungen, zweiundfünfzig Jahre lang. Es heraufzuführen von der Save in die Lombardei und wieder zurück durch Tirol nach Bayern und an den Rhein und wiederum hinab ins Banat und wieder herauf nach Flandern. Und dreizehnmal verwundet hinzusinken und wieder aufs Pferd, wieder ins Zelt, wieder in den Laufgraben. Und sein Adlerblick über alle diese Dinge, über das Heer und den Troß und die Artillerie und das Gelände und den Feind. Und sein winziges Stoßgebet vor dem Beginn der Aktion, dieses sein „Mon Dieu!“ mit einem Blick zum Himmel, und dann das Zeichen „Avancez!“ mit einer einzigen kleinen Bewegung seiner

Hand. Er, der so viel von den Leiden des Krieges wußte! Von den zerschmetterten Leibern, dem Wehgeschrei der Verwundeten, dem furchtbaren Geruch des Schlachtfeldes, den Qualen der Packknechte, den Seuchen, den brennenden Dörfern, den greulichen Kämpfen in den Approchen, den Brandgranaten, dem Hunger, der Nässe. Dies alles immer wieder nach vorne zu bewegen, durch die einzige Kraft seines Willens. Und es am Leben zu erhalten, es mit Lebenskraft zu durchsetzen, es zu entlohnen, es zu nähren, es mit seinem Geist zu durchdringen, zweiundfünfzig Jahre lang. Welche Arbeit des Herkules! Und der unabsehbare beständige Kampf nach rückwärts hin, gegen die Mißgunst, den Neid, die Torheit, die Unredlichkeit. Dies unabsehbare Durchgreifen-Müssen, der Kampf gegen die Anciennität, „diese Mutter der Eifersucht, des Eigensinns und der Kabale"; der Kampf ohne Rast und ohne Ende gegen den amtlichen Dünkel, die Intrige, die dumme Verleumdung, die geistreiche Niedertracht. Eine Welt von Feinden vor ihm; welch eine Welt aber hinter ihm: aus einer Wurzel entsprossen, dem österreichischen Erbübel, aber in tausend Schößlingen auftreibend; die Wurzel immer die gleiche Trägheit der Seele, dumpfe Gedankenlosigkeit, die geringe Schärfe des Pflichtgefühles, die Flucht aus dem Widrigen in die Zerstreuung, nicht Schlechtigkeit zumeist, aber ein schlimmeres, verhaßteres Übel, einer schweren dumpfen Leiblichkeit entsprungen – im Kampf mit diesem allen bis ans Ende und nie ermüdet, und Sieger und Schöpfer, Organisator der widerspenstigsten Materie – ein Mensch, ein großer, guter Mensch, und in ihm verborgen das Geheimnis aller Geheimnisse: schöpferische Natur. Unversiegbar in ihm ist die Liebe zu diesem Österreich und in dieser Liebe der feste Punkt, von dem aus er die Welt aus den Angeln hob; und die Krone von Polen, der Herzogsmantel von Mantua zurückgewiesen aus dieser Liebe

heraus. Eine fürstliche Seele, die in der Welt gesucht hatte, wem sie dienen könne, und die dann diente bis ans Ende.

Es ist alles, im großen, so verblieben, wie er es hinter sich ließ, denn die Staaten verändern nicht ihr Wesen, und zwei Jahrhunderte sind eine geringe Zeit in der Geschichte. Jung, rein und unversehrt sind heute noch die Völker, wie er sie mit dem Goldband seiner Taten zusammenband. Lange waren die Herzen von dumpfen, stockenden Zeiten gequält bis zum Verzagen, nun sind sie betäubt vom ungeheuerlichen Geschehenen; aber unerschöpfliche Hoffnung geht ihnen allen aus von dieser einen Gestalt: Eugen. Dies Österreich ist ein Gebilde des Geistes, und immer wieder will eine neidische Gewalt es zurückreißen ins Chaos; unsäglich viel aber vermag ein Mann, und immer wieder, im gemessenen Abstand, ruft ja die Vorsehung den Mann herbei, von dem das Gewaltige verlangt wird und der dem Gewaltigen gewachsen ist.

Ferdinand Freiligrath: Prinz Eugen, der edle Ritter

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lustge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreichsche Pikett.
Auf dem Mantel liegt ein jeder;
Von den Tschakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornett.



Neben seinem müden Schecken
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

Vor acht Tagen die Affäre
Hab ich, zu Nutz dem ganzen Heere,
In gehörgen Reim gebracht;
Selber auch gesetzt die Noten.
Drum, ihr Weißen und ihr Roten!
Merket auf und gebet acht!“

Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;

Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräftge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter tät den Schnurrbart streichen
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

Wilhelm Cahn: Viktor Hugos Rückkehr nach Paris

5. September 1870

Ich war bei Doktor Otterburg zum Diner; bei Tische sagte er: „Ich habe Ihnen heute etwas Besonderes zu bieten. Viktor Hugo trifft mit dem Neunuhrzug am Nordbahnhof ein – nach neunzehnjähriger Verbannung! Der Empfang wird großartig sein. Ich habe ein laissez-passer für den Perron, und in einer Stunde, wenn es Ihnen recht ist, fahren wir hin!"

Wir plauderten noch ein Stündchen bei Kaffee und trefflicher Londres und fuhren dann nach dem Bahnhof. In die Rue Dunkerque einzufahren war nicht möglich. Durch Seitengäßchen gelangten wir zu einem Nebeneingang des Bahnhofs, ließen den Wagen halten und gingen nach der Wartehalle, wo der Zug schon angezeigt war. Um sich die Zeit zu vertreiben, sang die Menge draußen die „Marseillaise". Man sparte auch nicht zur Abwechslung mit dem Rufe: „Vive la république!"; sie war ja noch so jung, die Republik, und es trug unstreitig zu ihrer Kräftigung bei, wenn man sie recht oft hochleben ließ.

Gegen halb zehn Uhr ein langer Pfiff der Lokomotive, der

Zug läuft ein. Ein immenser Schrei: „Vive la république!“ und zugleich ein Drängen und Stoßen nach den Eisenbahnwagen. Im Nu bin ich von Doktor Otterburgs Seite gerissen und nach einem Coupé geschoben, aus dessen Fenster ein frisches, weißbärtiges Gesicht herausschaut und zwei die Menge grüßende Hände sichtbar werden. Es ist Viktor Hugo! „C’est lui, c’est lui!“ ruft es um mich herum, und „Vive la république, vive Hugo!“ schallt der tausendstimmige Ruf des in die Halle einbrechenden Volkes. Das Gedränge wird bedenklich. Einige Freunde, die sich rasch um Viktor Hugo scharen, bringen ihn nur mit Mühe vorwärts; endlich ist man an der vor dem Bahnhofe haltenden Equipage seines Sohnes Charles angelangt, aber die Menge keilt sich dazwischen ein – sie will ihn sehen, den Dichter, den Märtyrer, sie will ihn reden hören! Man bringt ihn in das gegenüberliegende Kaffeehaus, auf dessen Terrasse er nach einigen Minuten sichtbar wird. „Vive Victor Hugo!“ erschallt es wieder von allen Ecken und Enden. Hugo gibt ein Zeichen, und die Worte: „Ruhe, er will sprechen!“ bewirken, daß es mit einem Male ganz still wird.

„Die Worte fehlen mir,“ spricht eine kräftige, wohllautende Stimme, „um auszudrücken, wie sehr mich dieser herzliche Empfang bewegt. Bürger“ – die Stimme wird lauter, fast schreiend – „ich hatte euch gesagt: ‚An dem Tage, da die Republik wiederkehrt, werde auch ich wiederkehren.‘ Hier bin ich!“ Ungeheurer Beifall! Viktor Hugo wartet. „Zwei große Dinge rufen mich: die Republik und die Gefahr.“

Unruhe; einige Leute in meiner Umgebung haben die letzten Worte oder deren Sinn nicht verstanden, und bei dem Hin- und Herreden der Nachbarn habe ich die folgenden Sätze nicht gehört; doch der Lärm legt sich allmählich, und ich höre wieder den etwas feierlichen Ton.

„Paris retten ist mehr, als Frankreich retten, das heißt: Errettung der Welt. Paris ist der Mittelpunkt der Menschheit. Paris ist die geheiligte Stadt! Wer Paris angreift, vergreift sich am Menschengeschlecht!"

Frenetischer Beifall! Man klatscht, man schreit: „Hugo! France! A bas la Prusse! Vive la république!"

„Das rührt mich zu Tränen", sagte eine Dame in meiner Nähe. „Mich auch", sagte ein freundlicher Nachbar.

„Und wißt ihr, warum Paris die Stadt der Zivilisation ist? Weil Paris die Stadt der Revolution ist!" Erneutes Bravorufen. „Daß ein solcher Herd des Lichts, ein solcher Mittelpunkt der Geister, der Herzen und der Seelen, das Hirn des Weltgedankens, vergewaltigt, zerschmettert, im Sturm genommen werden könnte, durch wen? durch einen Überfall von Wilden? Das kann nicht sein, das wird nicht sein! Nie, nie, nie!"

Die ganze vieltausendköpfige Menge brüllt: „Nie, nie!" Die Leute sind in höchster Ekstase; ich muß gestehen, daß dieser erste Erwiderungsschrei der Menge: „Nie, nie!" einen erschütternden Eindruck auf mich gemacht hat. Allerdings ging dieser Eindruck wieder dadurch verloren, daß das Volk es nicht bei diesem einen Schrei bewenden, sondern wieder die ganze Litanei: Hugo, la république, la France hochleben läßt, und da die überall sich vorfindenden Nachzügler dazwischen ihr „Nie, nie!" rufen, so wirkt das Ganze wie eine Posse. Die Unruhe ist sehr groß. Ich höre nur einzelne Sätze:

„Paris wird triumphieren! Durch Einheit werdet ihr siegen! Seid einig, und ihr seid unüberwindlich! Laßt uns Brüder sein, und wir werden siegen! Nur durch die Brüderlichkeit retten wir die Freiheit!"

Viktor Hugo grüßt nach allen Seiten, aus tausend Kehlen

rufts: „Vive Victor Hugo!“ Alles stürmt nach dem Kaffeehause, um den Märtyrer zu sehen, ihm, wenn möglich, die Hand zu drücken. Einer Kompagnie Mobilgardisten gelingt es endlich, die Passage ein wenig freizumachen.

Die Ansprache hat mich sehr erregt; beim Lesen würde ich nicht begreifen, wie solche bombastischen Sätze das Volk so elektrisieren können; aber mitten in der Menge verstehe ich es vollkommen. Diese in jedem Worte klug vorausberechneten kurzen Phrasen, die wie die Sätze des Dekalogs in die andächtig lauschende Menge geworfen werden, müssen zünden, denn schon wegen ihrer Kürze werden sie von der Menge sofort erfaßt und deren geistiges Eigentum. Ich bin fest überzeugt, daß die meisten der Zuhörer ihren Freundeskreisen Hugos Rede in ihren Kernpunkten wörtlich wiederholen können. Welcher deutsche Redner könnte sich eines solchen Erfolges rühmen?

Mit diesen Gedanken beschäftigt, kam ich an die Stelle, wo Doktor Otterburgs Wagen hielt; auf dem Bock saß niemand. Wo war Martin, der Kutscher und biedere Normanne? Ich machte den Wagenschlag auf, – da huschte zur anderen Seite etwas Leichtfüßiges hinaus.

„Pardon, Monsieur le Docteur,“ hörte ich Martins Stimme, „j'étais bien fatigué . . .!“

„O Paris, Mittelpunkt der Menschheit, heilige Stadt.“

Aus dem Buche „Im belagerten Paris 1870–71“

Josef Winckler: Der Fähnrich

Saht ihr den deutschen Fähnrich marschiern
Feldgrau, Sturmkette ums Kinn,
Wie der Schritt im Waffenklirrn,
Faust am Degen, gradhin?

Er saß vielleicht gestern auf Prima noch
Und kam mitten aus seinem Homer,
Und von Marathon, vom Olympos hoch,
Von Alexander dem Großen her.

Seine Lippen schwollen wie von Pindars Gesang,
Er trug Jupiter im Blick;
Die Sohlen klangen von seinem Gang,
Schönwildes Heldenglück!

Der frug nach Wein und Mädchen nicht –
Adlerreines Knabentum;
In seiner Seele träumte ein Gedicht
Von unsterblichem Ruhm.

Den Leib zurück, das Kinn voraus,
Genick steif – wie der schritt
Und glitt: der Siegesgöttin voraus,
Und alle Sterne die schweiften mit.

Ich sah den deutschen Fähnrich marschiern
Wie einen Kriegs-Genius so kühn,
Gewaltig sich schwingend im Waffenklirrn
Schritt er auf Flügeln dahin!

Karl Scheffler: Der Goethe-Deutsche und der Schiller-Deutsche

Das Genie legitimiert sich dadurch, daß es nichts Wichtiges sagen oder tun kann, ohne das Allgemeingültige zu berühren. Selbst seine gelegentlichen, seine privaten Äußerungen

haben darum so oft ein aufregendes Gegenwartsinteresse noch für die Nachlebenden.

Als einer der schönsten Beweise für diese Eigenschaft des Genies, in jeder Weise gleichnishaft zu leben, ist mir immer einer der ersten Briefe Schillers an Goethe erschienen, jener bekannte Brief, worin der Jüngere dem neugewonnenen Freund darlegt, worin ihm die Eigenart und der Gegensatz ihrer beiden Naturen zu bestehen scheint. Schiller wollte in diesem Brief nur sich selbst und die Art Goethes charakterisieren und die beiden Ergebnisse antithetisch zuspitzen; über den immerhin zufälligen Anlaß, über das Besondere und Individuelle hinaus aber ist es ihm gelungen, zwei Wesensseiten der Deutschen überhaupt darzustellen. Mir scheint dieser Brief darum zu dem Wichtigsten zu gehören, was die deutsche Literatur an Dokumenten der Erkenntnis besitzt. Es vergeht kaum ein Monat, ohne daß mich nicht Persönlichkeiten oder Ereignisse, ohne daß mein eigenes Erleben mich nicht unmittelbar an diese Auseinandersetzungen erinnerten.

Es seien die wichtigsten Stellen des Briefes in Erinnerung gebracht. Schiller schrieb:

„Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideen-Masse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Über so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon, Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht

verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schweresten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert, als jeden andern zu endigen, – und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit . . .

Aber diese logische Richtung, welche der Geist bei der Reflexion zu nehmen genötiget ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann . . ."

Wer diesen Brief mit einem Ernst liest, der dem des Schreibers verwandt ist, dem wird es sein, als werde vom Geheimnis der deutschen Geistesanlage ein Schleier fortgezogen, und von überallher werden sich ihm die Bestätigungen förmlich aufdrängen.

Blicken wir auf unsere Kunst, so sehen wir die beiden Geistesformen, wie Schiller sie darstellt, während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts sich gegenüberstehen. Dem Schiller-Typus entsprechen die Nazarener und Deutsch-Römer, denn sie alle gingen von Vollkommenheitsideen aus und suchten rückwärts immer für ihre spekulativen Ideen die Körper. Dem Goethe-Typus entsprechen dagegen die Wirklichkeitsmaler, die Leibl und Trübner, Menzel und Liebermann – trotzdem Goethe selbst, bestimmt von äußeren Umständen, sich in seinen Kunstüberzeugungen als Hellenist gab –, weil sie alle streng von der Anschauung ausgingen und weil in ihrer richtigen Intuition oft „alles und weit vollständiger" lag als in der Spekulation der Idealisten. Der Vergleich gilt naturgemäß weder hier noch dort für den Grad, er gilt nur für die Art. Kein Maler oder Bildhauer ist in Deutschland verhältnismäßig so hoch hinaufgelangt wie Schiller oder Goethe; aber wir sehen trotzdem hinter beiden Dichtern große Künstlerkolonnen. Den Schiller-Deutschen gehört in der bildenden Kunst fast unumschränkt die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts; die Goethe-Deutschen

haben in der zweiten Hälfte das Übergewicht. In gewissem Sinne kann der ganze Impressionismus im Geiste Goethes genannt werden; denn er sucht stets das Wirkliche zum Idealen zu steigern, nie aber sucht er von einer Idealvorstellung herab in zweiter Linie erst das Wirkliche. In der letzten Zeit macht sich dagegen wieder ein Rückschlag bemerkbar, ein Denken von der spekulativen Idee aus und infolgedessen eine starke Betonung dessen, was man „Stil“ nennt, und es scheint, als ob dieser, mehr der Art Schillers verwandten Geistesrichtung die nächsten Jahrzehnte gehören sollen.

In der Dichtkunst ist es nicht viel anders. Es stirbt unter uns nie der Dichter aus, der mehr Philosoph ist als Sinnenmensch. Man braucht dabei nicht nur an die Schiller-Epigonen zu denken; selbst ein moderner Lyriker wie Dehmel gehört dem Schiller-Typus an. Als eine Reaktion auf die im Gewohnheitsmäßigen entartete Ideen- und Gedankendichtung ist dann der Realismus der letzten Jahrzehnte zu verstehen. Daß beide Dichtungsarten so schroff wie Parteien und eben darum einseitig und unvollkommen sich gegenüberstehen, ist unser besonderes Unglück. Anderen Nationen ist es insofern besser geworden, als ihre Anlage sich auf eine der beiden Geistesformen beschränkt und als sie bei solcher natürlichen Beschränkung einen viel höheren Grad in den einzelnen Werken erreichen kann – die französische Kunst z. B. geht im wesentlichen von der Anschauung aus, sie kennt einen Idealismus im Sinne Schillers kaum, und es sind ihr eben darum so viele reine Meisterwerke gelungen –; oder es vereinigen sich in den genialen Individuen anderer Nationen beide Geistesformen leichter und natürlicher. Man braucht nur an die glückliche Mischung von Anschauung und Idee in Dichtern wie Tolstoi, Dostojewskij oder Ibsen zu denken.

In Deutschland ist diese Mischung – Lessing hatte sie in hohem Grade – selbst bei Schriftstellern selten. Sogar in der Kritik gibt es bei uns den Schiller-Deutschen und den Goethe-Deutschen. Jener sucht die allgemeinen Zeitideale zu erkennen und betrachtet die einzelnen Werke immer nur in ihrem Bezug zu diesem Kulturprogramm; dieser betrachtet das einzelne Kunstwerk dagegen isoliert, er geht von der Erfahrung der Sinne aus und bleibt bei den Empfindungen, die das Werk unmittelbar erweckt. Beide Betrachtungsweisen haben ihre Vorzüge und Nachteile; beide zusammen, in einem Individuum vereinigt, ergeben jedoch erst den Meister der Kritik.

Blicken wir in die Politik, so finden wir denselben Dualismus auch dort. Erscheinungen wie die Bismarcks und die Staatsmänner seiner Art gehören dem Goethe-Typus an. Denn Bismarck leitete das Gesetz seines Handelns in erster Linie aus der Erfahrung, aus der Anschauung ab. Ihm ist mit Recht darum die Bezeichnung eines Realpolitikers zuteil geworden. Eine Partei dagegen wie die Sozialdemokratie und alle ihre hervorragenden Führer gehen im wesentlichen von einer Idee, von einer Idee der Entwicklung aus und suchen die politischen Tatsachen dieser abstrakten Idee anzupassen. Mit der Denkweise des Realpolitikers im Sinne Bismarcks ist stets die Skepsis verknüpft, von der Denkweise des Sozialdemokraten hingegen ist die Utopie untrennbar. Beide Denkformen stehen sich schroff gegenüber; offenbar wird es dem Deutschen in der Politik besonders schwer, sie zu verschmelzen. Geht man an der Hand dieses flüchtigen Hinweises unser politisches Leben durch, so wird man finden, daß die Parteien und Menschen entweder mehr zur Ideologie oder zu einer materialistischen Zweckmäßigkeitspolitik neigen. Darum sind wir so arm an genialen Politikern.

Sogar im Geschäftsleben gibt es denselben Zwiespalt. Es

gibt Geschäftsleute, die zu ihren Ideen die Wirklichkeiten hinzuzwingen suchen, und andere, die allein von gegebenen Realitäten ausgehen. Die ersten ersinnen und schaffen neue Bedürfnisse; die zweiten nutzen die vorhandenen oder bilden sie aus. Sehr charakteristisch war, zum Beispiel, neuerdings die Verbindung der Kulturutopie mit der Industriearbeit. Alles, was eine Vereinigung, wie der „Werkbund", unternimmt, sodann die Gartenstadtgründungen, gewisse Genossenschaftsbewegungen, umfassende Trustideen, die Bearbeitung der Städtebaufragen und vieles andere beruht auf spekulativ konstruierten Entwicklungsidealen. Ganz realistisch gehen hingegen unsere großen Schiffahrtsgesellschaften, unsere großen Metallbearbeitungsfabriken und Banken vor. Jene kalkulieren oft falsch und erleiden dadurch Schaden, diese reüssieren sicherer, verlieren aber auch leicht die höhere Arbeitsidee aus den Augen.

Endlich weist auch der Widerstreit von Religion und Wissenschaft auf den Gegensatz des Denkens von der Idee und von der Erfahrung aus. Der Drang zum Religiösen, der zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die geistigen Kreise Deutschlands mächtig ergriff, weist entschieden zum Idealismus Schillers hinüber, wenn er dessen Niveau auch niemals erreichte; und der Sieg der exakten wissenschaftlichen Forschung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ist durchaus im Geiste Goethes, trotzdem die mächtige Phantasie Goethes darin nur selten zu spüren ist. Aber auch innerhalb der Wissenschaft und der Theologie selbst gibt es wieder denselben Dualismus.

Auf diesem Punkte ist auf eine interessante Umkehrung aufmerksam zu machen. In dem Gespräch zwischen Schiller und Goethe, das dem hier zitierten Brief vorausging und in dem Goethe seine Naturanschauung – es ist von dieser Anschauung später manches in den Darwinismus übergegangen – darlegte,

platzte Schiller mit dem Einwand heraus: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." In der neuesten Zeit, wo der Darwinismus seine Unzulänglichkeit erweist, hat dieser Einwand Schillers viel Aktualität. In der Tat, auch in den „Erfahrungen" Goethes, auch in den sinnlichen Erlebnissen des Goethe-Deutschen ist immer noch viel Idee, weil es Erfahrungen an sich ja gar nicht gibt. Und andererseits war zum Beispiel in der rein ideellen Freiheitsidee Schillers insofern schon vorgeahnte Realität, als diese Idee einige Jahrzehnte später in manchem Punkte politisch verwirklicht wurde. Man möchte sagen: der Schiller-Deutsche sucht die Realitäten einer mehr oder weniger fernen Zukunft vorwegzunehmen und gerät dadurch leicht in Konflikt mit den Forderungen der Gegenwart; der Goethe-Deutsche dagegen sucht alles im sinnlich Gegenwärtigen auf und verliert dadurch leicht den Weitblick für die Fülle der Möglichkeiten.

Verlegt man die beiden Geistesformen in die Empfindung hinein, so ergibt sich als Eigenschaft des Goethe-Deutschen das Naive, und als Eigenschaft des Schiller-Deutschen das Sentimentalische. Es war darum nur wie eine Ausarbeitung seines Briefes, als Schiller in seiner berühmten Abhandlung das Naive dem Sentimentalischen in der Dichtung grundsätzlich entgegenstellte. Man lese in dieser Abhandlung nach, und die Perspektiven werden sich immer weiter auftun; es wird sich zeigen, daß ganze Zeitepochen sich wie Individuen gegenüberstehen können, indem sie einmal die Idee und ein andermal die Erfahrung, hier das Subjekt, dort das Objekt betonen.

Schiller hat seinen Brief nun aber nicht geschlossen, ohne eine seines Genies und Menschentums würdige Nutzanwendung zu ziehen. Es heißt in seinem Schreiben weiter:

„Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine

größere Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen."

In diesen schönen Worten liegt etwas wie eine sittliche Forderung, die jeden Deutschen angeht. Denn alles kommt darauf an, daß wir nicht dauernd in Gegensätzen leben, daß die Schiller-Deutschen vielmehr mit „keuschem und treuem Sinn" die Erfahrung suchen, und die Goethe-Deutschen mit „selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz", daß sich beide „auf halbem Wege begegnen", wie sich die beiden Dichter begegneten, um miteinander fortzuwandern. Begegnet sich die ganze Nation nicht in diesem Sinne auf halbem Wege, so wird auch die Kultur der Deutschen immer hin und her schwanken zwischen Ideologie und Materialismus. Denn dieses sind die notwendigen Folgen, wenn der Schiller-Typus und der Goethe-Typus sich nicht genial vervollkommnen und vertiefen. Fehlt der hohe menschliche Grad, so sinkt Schillers mächtiger Idealismus gleich zum Redensartlichen herab, so gerät Goethes phantasievoller Realismus gleich ins Gemeine. Eben darum ist es eine

nationale Aufgabe, nach Kräften zu vereinigen, was unserer Anlage nach getrennt ist, und in den beiden großen Männern in diesem Sinne immer wieder Vorbilder und Vertreter der ganzen Nation zu erblicken.

Hans Carossa: Viel Blut, viel Blut muß in die Erde sinken...

Der Himmel dröhnt von Tod. Die Erde blutet
Aus Wunden treuer Söhne Tag und Nacht.
Welt-Ende künden trauernde Propheten.
Doch während manche dumpf ihr Schicksal suchen,
Hörst du, mein Volk, noch über Sein und Nichtsein
Die Rufe klaren Heils und wägst kein Opfer,
Auf daß du lebest. Denn dir ist geweissagt,
Gott werde auf dich schaun und dich nicht hassen,
Wenn du jetzt viel, was er dir schenkte, hingibst.
Veräußert ist dein süßes, altes Träumen,
Und all dein Gold prägst du in harte Taten
Und singst nicht mehr und schämst dich fast des Weisen,
Des einsam Wagenden der eignen Tat.
Der aber schützt im gläubigen Gemüt
Das tief Gemeinsame all-aller Menschen.
Und, wenn ihr auszieht, hingeweihte Brüder,
Ist er mit euch, und jeden ruft er: komm,
Komm noch einmal in meinen freien Wald!
Hier springt aus Urgestein ein kühler Quell,
Geschenkt vom Himmel und gewürzt von Erde,
Da netzen Vögel oft die heißen Flügel...
O schöpfet! Wer hier trinkt, der ist getröstet.
Er schaut die großen Väter seiner Gegner
Mit sich und seinem Ahnenreihn im Bund.

Und wie sich Wandrer Zeichen hinterlassen
In ödem Land, sind ihm im Tal des Mordes
Die Spuren gütigerer Geister kennbar.
Und ob er tötet, ob er stirbt, er ahnt:
Dies ist nur dunkler Samen großer Liebe.
Viel Blut, viel Blut muß in die Erde sinken;
Nie wird sie sonst den Menschen heimatlich...

Ricarda Huch: Das Kriegsjahr

Dies ist der große Herbst, der Freiheit Fest.
Der Himmel flammt, entfesselt jagen Stürme,
Schwarz trieft der Wein aus voller Frucht gepreßt,
Die Garben wachsen hoch wie goldne Türme.

Der Schwarm der Blätter rauscht ein letztes Lied,
Dumpf pocht der Trommel Marsch und heißes Werben.
Da steht der Menschheit Heerschar auf und zieht,
Den Kranz im Haar, hinaus zum Opfersterben.

Ihr aufgeschloßner Blick erkennt den Gott
Mit liebestrengem Antlitz mächtig winken.
Erglühend drängen sie zu Kampf und Tod,
Dort, wo das Leben quillt, sich jung zu trinken.

Goethes Gespräch mit Luden

13. Dezember 1813

Bertuch ließ anfragen, wann Se. Exzellenz mich wohl empfangen könnte. Sogleich nach Tische; etwa um drei Uhr, war die Antwort. Bei meinem Eintritt, und es war das erste=

mal, daß ich ihm in Weimar meine Aufwartung machte, kam Goethe mir entgegen, reichte mir die Hand und sagte mir in der verbindlichsten Weise höchst freundliche Worte. Aber er erleichterte mir nicht, wie Herr von Voigt getan hatte, das Anbringen meines Anliegens [wegen der Herausgabe der Zeitschrift Nemesis]; vielmehr sprachen wir von gewöhnlichen Dingen, jedoch bald auch von den jüngsten Ereignissen. An dieses Gespräch knüpfte ich dann an: Er würde, sagte ich, schon von Bertuch gehört haben, daß ich die Absicht hätte, eine politische Zeitschrift im Industriekontor herauszugeben. Ja, antwortete Goethe, Bertuch hat mir davon gesprochen. Wie aber sind Sie auf diesen Gedanken gekommen? Ich erzählte ihm mein Abenteuer mit Herrn von Grolman.[1] Freilich, sagte Goethe, bei der gegenwärtigen Aufregung, um nicht zu sagen – Begeisterung, finde ich das natürlich genug. Haben Sie denn schon mit Bertuch abgeschlossen, und steht Ihr Entschluß unwiderruflich fest? Die Ankündigung, erwiderte ich, ist schon in der Druckerei und wird in wenigen Tagen ausgegeben werden, wenn nicht etwa auf seiten des hohen Ministeriums eine Bedenklichkeit obwaltet. Eben deswegen, setzte ich hinzu, möchte ich das Unternehmen der Protektion Ew. Exzellenz empfehlen. – Goethe schwieg wohl eine Minute lang; sein Gesicht wurde sehr ernst. Alsdann hob er an und sagte ungefähr folgendes: Ich habe schon vor Jahren offen zu Ihnen gesprochen, auf Ihre Diskretion rechnend; das will ich auch jetzt tun, Herr Hofrat. Als öffentlicher Beamter habe ich gegen die Herausgabe einer Zeitschrift nichts einzuwenden. Unsere Regierung würde sich auch gewiß in dieser Zeit hartem

[1] Der damalige Major, spätere General von Grolman hatte Luden das Vorhaben, als Freiwilliger einzutreten, ausgeredet und ihn aufgefordert, vielmehr mit Wort und Schrift dem Vaterlande zu dienen.

Tadel aussetzen, wenn sie sich erlaubte, einem solchen Unternehmen entgegenzutreten. Wir haben ja – die Freiheit mit vielem Blute ruhmvoll erkämpft; was sollte uns die Freiheit, wenn wir sie nicht benutzen. Und gewiß sind wir am geneigtesten sie durch Wort und Schrift zu benutzen, auch schon darum, weil dieses der bequemste Modus ist. Also wird die herzogliche Regierung Ihnen und Bertuch ohne Zweifel vollkommen freie Hand lassen. Eine Protektion zwar kann Ihnen niemand versprechen und niemand gewähren; ein jeder bleibt billig für seine Handlungen verantwortlich; Sie werden jedoch wohl auch keiner Protektion bedürfen; und sollten Sie sich jemals verleiten lassen, über die Schnur hinauszugehen, so wird Bertuch, der sich auf solche Dinge versteht, Sie schon an die Schranke mit der Inschrift Noli me tangere freundlich erinnern. – Hätten Sie mich aber, ehe Sie sich verbindlich gemacht hatten, vertraulich um meine Meinung gefragt, so würde ich Ihnen gewiß das ganze Unternehmen widerraten und Sie aufgefordert haben, bei Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zu bleiben, oder vielmehr, da Sie sich schon in politica eingelassen und sogar ein Handbuch der Staatsweisheit geschrieben haben, zu Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zurückzukehren, die Welt ihren Gang gehen zu lassen und sich nicht in die Zwiste der Könige zu mischen, in welchen doch niemals auf Ihre und meine Stimme gehört werden wird.

Diese Worte überraschten mich sehr; ich fühlte mich auf das tiefste verletzt. Indes suchte ich mich so gut als möglich zu fassen, konnte aber nicht umhin, etwas zu erwidern. Ich muß gestehen, daß es mir fast lieb ist, Ew. Exzellenz Meinung nicht früher und nicht vertraulich eingeholt zu haben. Denn wie hoch ich auch jedes Wort Ew. Exzellenz verehre, und wie glücklich ich sein würde, mit Ihnen zusammenzustimmen, so fürchte ich

doch, daß ich diesmal den Rat Ew. Exzellenz nicht befolgt haben würde. Denn gerade das, daß der deutsche Michel bisher nur für sich selbst gesorgt, sein eigenes Steckenpferd geritten, alsdann seinen Kloß gegessen und sich behaglich den Mund abgewischt hat, unbekümmert um das gemeine Wesen, um Vaterland und Volk – gerade dieses ist es ja, was Schimpf, Schande und unermeßliches Unglück über Deutschland gebracht hat; und all diese Schande und all dieses Unglück wird von neuem über uns kommen, wenn wir zurückkehren zu der alten faulen Weise und gleichgültig aussprechen, was vor einem halben Jahre, als ich eben durch eine Gasse in Jena ging, ein ehrsamer Bürger seinem Nachbar zurief: Ja, Herr Nachbar, wie sollte es gehen? Gut. Die Franzosen sind fort, die Stuben sind gescheuert, nun mögen die Russen kommen, wenn sie wollen. – Und nun sprach ich einige Minuten fort: von der großen Entscheidung vor unsern Augen, von der Erhebung des deutschen Volkes, von den Proklamationen der Fürsten, von Vaterland, von Freiheit, von der Notwendigkeit, gerade jetzt eine bessere Zukunft zu begründen, und von der heiligen Pflicht eines jeden guten Menschen, nach seiner Stellung und nach seinen Kräften mitzuwirken zur Benutzung dieser großen Tage des neuen Heiles.

Goethe saß ruhig. Endlich hob er mit einem leichten Lächeln die rechte Hand. Ich schwieg. Sogleich fing Goethe mit einer ungemein sanften Stimme, die zuweilen etwas bewegt zu werden schien, zu reden an, und sprach ohne Unterbrechung ziemlich lange.... Ich habe Ihnen, sagte Goethe, ruhig zugehört und recht [illegible].. Sie aber sind in einigen Eifer hineingeraten, und d[illegible]ist eben nicht nötig gewesen, da Sie gewiß selbst nicht glauben, daß Sie mir etwas Neues, daß Sie mir etwas gesagt haben, was mir unbekannt gewesen wäre. Ich

spreche über solche Dinge sehr, sehr ungern, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich meine guten Gründe habe. Ich würde mich auch mit Ihnen nicht in ein solches Gespräch eingelassen haben, wenn von etwas Geschehenem, von einem facto, oder auch von einer einzelnen vorübergehenden Handlung, die erst geschehen soll, die Rede wäre. Es gilt aber um etwas anderes. Sie wollen in dieser wunderlichen und furchtbaren Zeit ein Journal herausgeben, ein politisches Journal. Sie gedenken, dasselbe gegen Napoleon zu richten und gegen die Franzosen. Aber, glauben Sie mir: Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen, so werden Sie auf dieser Bahn bald ermüden. Sie werden bald daran erinnert werden, daß die Windrose viele Strahlen hat. Alsdann werden Sie an die Throne stoßen und, wenn auch nicht denen, welche auf denselben sitzen, doch denen mißfallen, welche dieselben umgeben. Sie werden alles gegen sich haben, was groß und vornehm in der Welt ist; denn Sie werden die Hütten vertreten gegen die Paläste und die Sache der Schwachen führen gegen die Hand der Starken. Zugleich werden Sie von Gleichen Widerspruch erfahren teils über Grundsätze, teils über Tatsachen. Sie werden sich verteidigen und, wie ich hoffen will, glücklich, und dadurch werden Sie neue Feindschaft wider sich erwecken. Mit einem Worte, Sie werden in mannigfaltige Händel verwickelt werden. Mit den Gleichen dürften Sie vielleicht fertig werden: wen Sie nicht überwinden, den können Sie ignorieren, und manchem geschieht mit Verachtung zu viele Ehre. Aber anders ist es mit den Mächtigen und Großen. Mit denselben ist nicht gut Kirschen zu essen; Sie wissen aus welchen Gründen. Den Waffen derselben hat man nichts einzusetzen. – Da ich dieses alles ganz klar voraussehe, so bin ich allerdings bedenklich. Ich möchte unserm fürstlichen Hause, für welches auch Sie fromme Wünsche

hegen, keine Unannehmlichkeiten bereiten; ich möchte unser Gouvernement, das nicht über hunderttausend Bajonette zu verfügen hat, in keine verdrießlichen Verhandlungen verwickelt sehen; ich möchte von der Universität, deren Mitglied Sie sind, jeden Nachteil abwenden; ich denke endlich, warum sollte ich es nicht sagen, auch an meine Ruhe und Ihr Wohl.

Hier trat eine Pause ein. Ich schwieg still, weil ich, was ich etwa zu sagen vermocht hätte, nicht zu sagen wagte, und weil ich auch diesem Manne gegenüber in der Tat sehr bewegt war. Bald fuhr Goethe fort:

Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen: Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen ge-

habt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht. – Aber wir haben es jetzt nicht mit der Zukunft zu tun, nicht mit unsern Wünschen, unsern Hoffnungen, unserm Glauben, und auch nicht mit den Schicksalen, die uns und unserm Vaterlande bevorstehen mögen, sondern wir sprechen von der Gegenwart, von den Verhältnissen, unter welchen Sie Ihre Zeitschrift beginnen wollen. Nun sagen Sie zwar: die Entscheidung ist gefallen. Freilich. Aber die Entscheidung ist doch im besten Falle erst der Anfang vom Ende. Noch zwei Fälle sind möglich: entweder der Gewaltige besiegt seine Feinde allesamt noch einmal, oder er wird von ihnen besiegt. Ein Abkommen halte ich kaum für möglich; und wüßte man es auch zustande zu bringen, so würde es nichts helfen: wir wären auf der alten Stelle. Setzen wir

nun den ersten Fall: Napoleon besiegt seine Feinde; – unmöglich! sagen Sie? So sicher sind wir nicht. Indes halte ich es selbst nicht für wahrscheinlich. Wir wollen also den Fall fallen lassen und ihn für unmöglich erklären. Es bliebe mithin nur der Fall übrig, daß Napoleon besiegt würde, gänzlich besiegt. Nun? und was soll nun werden? Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, was der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stuben gescheuert sah und nun nach dem Abzuge der Franzosen die Russen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen: nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgnis ein, und schöne Frauen haben Roß und

Mann umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja! Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!

Als ich auf dieses Wort etwas erwiderte, entstand ein Gespräch, in welchem Goethes Worte immer bestimmter, schärfer und ich möchte sagen individueller wurden. Aber ich trage Bedenken niederzuschreiben, was gesprochen worden ist. Auch wüßte ich nicht, wozu es dienen sollte. Nur das eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzvolle Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.

Als ich endlich aufbrach, waren meine Augen mit Tränen angefüllt. Ich faßte Goethes beide Hände, weiß aber durchaus nicht, was ich gesagt, und ebensowenig, was Goethe geantwortet hat. Gewiß ist, er war sehr herzlich. Als ich schon aus der Türe getreten war, wandte ich mich nochmal zurück: Bei meinem Eintritt hatte ich die Absicht, Ew. Exzellenz noch eine Bitte vorzutragen; ich habe es aber unterlassen und will es auch jetzt nicht tun. Ich wollte Ew. Exzellenz bitten, mein Journal doch mit einigen, wenigstens mit einem Beitrag zu beehren. – Ich danke Ihnen, fiel Goethe ein, daß Sie es nicht getan haben. Ungern hätte ich es Ihnen abgeschlagen, aber ich hätte es Ihnen abschlagen müssen, und Sie wissen nunmehr warum.

Ricarda Huch: An die Frauen

I

O Frauen, wie das Los der Erde falle,
Nie wechselt eures: Leiden, Kampf und Not.
Ob Frieden blühe, ob das Schlachthorn schalle,
Ein ewger Brand von eurem Opfer loht.

Die weiche Hand, die fremdes Weh verbunden,
Die schöne Hand, zu niedrem Dienst bequemt,
Verdeckt beschämt die eignen bittren Wunden;
Euch stützt kein Glücklicher, wenn Schmerz euch lähmt.

Die edles Denken haucht wie eine Blume,
Die freie Stirne schmückt kein Ehrenkranz,
Von eurer tapfren Herzen Heldentume
Singt keine Chronik, prahlt kein Ordensglanz.

So hold tragt ihr das Haus, ihr aufrecht Schlanken,
Als wär ein Diadem das Marmordach;
Wer dächte, der euch lächeln sieht, zu danken?
Den lautlos Scheidenden blickt keiner nach.

Die zartste Brust schirmt nicht des Ritters Eisen,
Wie Sklaven kämpft ihr, schutzlos, namenlos,
Und steigt, wenn Völker ihre Helden preisen,
Vergeßne Sieger, in den dunklen Schoß.

2

Liebe stürzte sich vom Himmel,
Um im Staube zu verbluten,
Liebe nährt, was darbt und schmachtet,
Mit des Herzens starken Fluten.

Teilt an jene, die entbehren,
Lorbeerkranz und Ehrenzeichen;
Nicht an uns, die wir entstammen
Immergrünen Sonnenreichen.

Keiner Indien Fabelschätze
Wiegen auf, was wir verschwenden,
Übermaß verschenkter Gabe
Keimt aufs neu aus unsern Händen.

Wie ins Meer die Ströme münden
Ewig voll und in Kaskaden
Welten endlos sich ergießen,
Strömen unsrer Liebe Gnaden.

Könnte Dank und Lohn beglücken
Wie die Wonne solchen Lebens?
Ruhmlos kämpfend, leidend, sterbend
Jubeln wir den Psalm des Lebens.

Klein-Kerstin

Schwedisches Volkslied

Klein-Kerstin und ihre Mutter, die zählten Gold in die Truh.
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Klein-Kerstin weint den Liebsten hervor aus Grabesruh.
In Freude all eure Tage.

Er trat in ihre Kammer wohl vor die Türe dort.
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Steh auf, Klein-Kerstin, den Riegel schieb fort.
In Freude all eure Tage.

Sie hieß ihn sitzen auf goldrotem Schrein,
Sie wusch seine Füße in klar-klarstem Wein,
Und sie saß rechts, und links saß er,
Sie sprachen so viel, daß sie schliefen nicht mehr.

Und hörst du, Klein-Kerstin, die Hähne schrein?
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Und die Toten müssen im Grabe sein.
In Freude all eure Tage.

Und Klein-Kerstin stand auf, in die Schuh trat sie bald,
So folgt sie dem Liebsten hin durch den Wald.
Und als sie kamen zum Kirchhof dann,
Sein goldschönes Haar zu schwinden begann.

Und siehst du, Klein-Kerstin, des Mondes Schein?
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Und der Tote sank in den Hügel hinein.
Sie setzte sich auf den Hügel still:
Allhier den Tod ich erwarten will.

Da hat sie vernommen des Liebsten Wort.
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Und hörst du, Klein-Kerstin, nun geh wieder fort.
In Freude all eure Tage.

Von jeder deiner Tränen, die hin zur Erde sank,
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Ward voll von schwarzem Blute mein enger Leichenschrank.
In Freude all eure Tage.

Bei einem jeden Mahle, wenn du recht fröhlich bist,
– Wer bricht das Blatt vom Liljenbaum? –
Von lichten Rosenblättern mein Sarg erfüllet ist.
In Freude all eure Tage.

(Übertragen von Etta Federn)

Ein neu Lied Herrn Ulrichs von Hutten

1521

Ich habs gewagt mit Sinnen
und trag des noch kein Reu,
mag ich nit dran gewinnen,
noch muß man spüren Treu;
darmit ich mein nit eim allein,
wenn man es wollt erkennen:
dem Land zu gut, wie wohl man tut
ein Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden lügen
und reden, was er will;
hätt Wahrheit ich geschwiegen,
mir wären hulder viel:
nun hab ichs gsagt, bin drum verjagt,
das klag ich allen Frummen,
wiewohl noch ich nit weiter flich,
vielleicht werd wiederkummen.

Um Gnad will ich nit bitten,
dieweil ich bin ohn Schuld;
ich hätt das Recht gelitten,
so hindert Ungeduld,

daß man mich nit nach altem Sitt
zu Ghör hat kummen lassen;
vielleicht wills Gott und zwingt sie Not,
zu handeln diesermaßen.

Nun ist oft diesergleichen
geschehen auch hievor,
daß einer von den Reichen
ein gutes Spiel verlor;
oft großer Flamm von Fünklin kam,
wer weiß, ob ichs werd rächen!
staht schon im Lauf, so setz ich drauf:
muß gahn oder brechen!

Darneben mich zu trösten
mit gutem Gwissen hab,
daß keiner von den Bös'ten
mir Ehr mag brechen ab,
noch sagen, daß uf einig Maß
ich anders sei gegangen
dann Ehren nach, hab diese Sach
in gutem angefangen.

Will nun ihr selbs nit raten
dies frumme Nation,
ihrs Schadens sich ergatten,
als ich vermahnet han,
so ist mir leid; hiemit ich scheid,
will mengen baß die Karten,
bin unverzagt, ich habs gewagt
und will des Ends erwarten.



Ulrich von Hutten

Ob dann mir nach tut denken
der Kurtisanen List:
ein Herz laßt sich nit kränken,
das rechter Meinung ist;
ich weiß noch viel, wölln auch ins Spiel,
und solltens drüber sterben:
Auf, Landsknecht gut und Reuters Mut,
laßt Hutten nit verderben!

Der Rembrandtdeutsche (Julius Langbehn): Die deutsche Weltherrschaft — Nordwestliches 1890

Ein Volk, das sich auf sich selbst konzentriert, wird dadurch unwillkürlich auch mächtig über andere; Griechenland hat es bewiesen; Deutschland wird es hoffentlich beweisen. Schon allein durch seine Lage ist es bestimmt, im europäischen Staatsleben entweder zu dominieren oder dominiert zu werden; ein drittes gibt es nicht; und solange es einig ist, dominiert es. Eben darum muß und wird es auch im europäischen Geistesleben die Führung übernehmen – wenn es wieder den Mut zu einer besonderen und nur ihm eigentümlichen Bildung findet. Konzentration ist Attraktion. Gründet sich die Herrschaft eines Volkes gegenüber einem anderen auf die innere Überlegenheit des ersteren, so ist sie durchaus berechtigt und ist dem letzteren nur nützlich; wie innerhalb eines jeden einzelnen Volkes, so bedarf es auch innerhalb der Menschheit einer Über- und Unterordnung der einzelnen Teile; die Kunst, dieselbe ehrlich und sachgemäß durchzuführen, könnte man Menschheitspolitik oder in bezug darauf, daß sie alle Bewohner unseres Planeten umfaßt, planetarische Politik nennen. Die von Bismarck

inaugurierte Politik der Aufrichtigkeit und Wahrheit, also eine geniale Politik, ist für sie eine gute Vorbereitung; sie womöglich in einem noch größeren Maßstabe zu handhaben als bisher, wird der Zukunft vorbehalten sein. Das jetzt beginnende Zeitalter einer interkontinentalen Politik leitet allmählich zu ihr hinüber. Was der Deutsche Kaiser unter den deutschen Fürsten ist, das geborene Haupt, sollte Deutschland unter den übrigen Ländern der Erde sein. Teilweise ist es dies bereits. Die deutschen Fürsten sind, objektiv genommen, der kostbarste Besitz der deutschen Nation; daß sie es, subjektiv genommen, nicht immer sind, beweist durchaus nichts dagegen. Sämtliche europäische Monarchen sind, mit sehr geringer Ausnahme, direkt oder indirekt von deutscher Abstammung; auch der ganze höhere Adel Europas ist von vorwiegend germanischem Ursprung. Es gibt gemeinsame politische wie geistige Interessen für den Gesamtadel Europas; sie beruhen im letzten Grunde auf der Kontinuität des Blutes und sollten an sie wieder anknüpfen. Wie der echte Deutsche durchweg als ein Aristokrat, wird der echte Aristokrat durchweg als ein Deutscher geboren; kurzlebige Schlagwörter des Tages können jene, und jahrhundertelanger Aufenthalt in der Fremde diese Eigenheit nicht aufheben.

Der Deutsche beherrscht also, als Aristokrat, bereits Europa; und er beherrscht, als Demokrat, auch Amerika; es wird vielleicht nicht lange dauern, bis er, als Mensch, die Welt beherrscht. Möge er sich einer solchen Rolle würdig zeigen. Er ist zu derselben nur berechtigt und befähigt, wenn und insofern er in jeder Lage und unter allen Umständen das deutsche Prinzip des Individualismus hochhält. Auf der Achtung fremden Rechtes und nicht am wenigsten fremden Geistesrechtes beruht die deutsche, auf dem Gegenteil beruhte die römische Weltherr-

schaft; darum ist jene besser als diese. Die Deutschen sind bestimmt, den Adel der Welt darzustellen. Deutschlands Weltherrschaft kann nur eine innerliche sein; wie auch sein Aristokratismus nur ein innerlicher sein kann; aber beide werden sich trotzdem äußerlich betätigen und geltend machen müssen. Das deutsche Wahrwort muß auch ein Machtwort sein. Dann kann wieder deutsche Unparteilichkeit, aber ohne deutsche Schwäche, sich bewähren; dann erst wird Deutschland verdienterweise auf dem Richterstuhl der Nationen sitzen. Die Geige ist das spezifisch deutsche Musikinstrument; der Deutsche hat sie erfunden, kultiviert und führt sie noch immer meisterhaft; er ist berufen, auch im politischen Weltkonzert die erste Geige zu spielen. Primus inter pares. Die Geige ist ein Friedensinstrument; sie besänftigt, sie reizt nicht auf wie die Kriegstrompete; auch die deutsche Politik, wenn sie in jenem Sinne geführt wird, muß sich vorzugsweise darauf richten, politische „Friedensinstrumente" zu handhaben. Sie soll den Chor der Völker führen, aber zur Harmonie. Suum cuique. Die Geige ist ein aristokratisches Instrument; sie wirkt nicht durch lärmende, sondern durch gehaltene Töne; ihr Wesen ist feinste Nuancierung, edelste Abstufung. Wie für die innere soll sie auch für die äußere Politik des Deutschen Reiches vorbildlich sein; Macht und Recht hat diese letztere, von oben nach unten, in sanften Übergängen und gerecht zu verteilen. Decrescendo.

Die Deutschen haben schon jetzt die politische mastership of the world; ihre sonstigen Anlagen befähigen sie, sich dieselbe auch geistig zu erringen; jene werden sie sich durch starke Kriegsbereitschaft erhalten und diese durch echte Kunstgesinnung erwerben. Um diesen hohen Zweck zu erreichen, bedarf es eines vermittelnden Organs, eines Bindeglieds, einer Brücke — zwischen Deutschland und der übrigen Welt. Sie ist in der

See gegeben. Und als ein Brückenkopf dient ihr jener Kranz von dominierenden germanischen Staaten, welcher das heutige Deutsche Reich nach Nordwesten hin halbkreisförmig umschließt. Die jetzige deutsche Politik ist eine Politik der Blutsverwandtschaft; sie erstreckt sich vorwiegend auf die inneren Stämme Deutschlands; sie sollte sich aber auch, zunächst geistig und später vielleicht wirklich, auf die äußeren Stämme desselben erstrecken. Hier liegt die Reserve seiner Kraft! Der amphibische Teil Deutschlands, die Seestämme, müssen möglichst in seine künstlerische Interessensphäre mit einbezogen werden. Richtet sich künftighin die Achse der deutschen Bildung auf die Nordsee, so wird dieser geistige gerade wie der physische Nordpol einen Strahlenkranz magnetischer Strömungen wie Gegenströmungen um sich herum fordern und erzeugen. Holland, auf das schon hingewiesen worden ist, umfaßt einen Teil derselben. In diesem Lande begegnen sich indirekt Frankreich, England, Deutschland; es wendet seine drei Seiten gleichmäßig diesen drei besonders so zu nennenden modernen Staaten zu; es ist eine Art von Triangulationsdreieck für die europäische Kultur. Dadurch war es stets starken äußeren Einflüssen ausgesetzt; aber es wußte ihnen gegenüber seine besondere Eigenart zu wahren; und das ist ihm nützlich geworden. Holland selbst ist wie eine fette Scholle, die am Meere liegt; von ihm aus kann sich der weltumfassende Geist des Individualismus über Deutschland, und von Deutschland aus über die bewohnte Erde in befruchtender Strömung ergießen. Holland endlich ist während der sogenannten Aufklärungsperiode die Hohe Schule für die deutschen wie nordischen Fürsten gewesen; Wilhelm III. von Oranien und der Große Kurfürst, Peter der Große und Friedrich II. von Preußen haben sich durch einen längeren oder kürzeren dortigen Aufenthalt für ihre spätere große geschichtliche

Rolle vorbereitet; sie haben dort, zunächst für sich und dann für ihre Völker, Freiheit und Selbständigkeit gelernt; es ist zu wünschen, daß sich für das künftige geistige Leben Deutschlands ein ähnlicher Einfluß wieder geltend mache. Ein Volk bedarf einer größeren Arena, um zu lernen, als ein Fürst; da das deutsche Volk nun mündig geworden ist, wird es seine Kräfte auch geistig auf einem weiten Schauplatz üben und anstrengen müssen. Jene nordwestgermanischen Stämme und Staaten, die wie ein Groß-Holland zwischen Ozean und Festland liegen, sind dazu geeignet, bestimmt, unerläßlich. Sie können geistige Befreier ihres Mutterlandes werden; ihre verwandte und doch fremde Bildung ist ein passendes Gegengewicht gegen jene drückende Last antiker Geistestradition, unter welcher die jetzigen Deutschen seufzen. Der Nordwesten kann den Südosten wohl aufwiegen. Die deutsche Geisteskraft muß sich, soweit sie von außen empfangen und nach außen hin geben will, dieser Himmelsrichtung zuwenden; hier findet sie ihre nordwestliche Durchfahrt! Germania hat alle ihre Kinder um sich zu sammeln; das ist die beste Staats- und Geistespolitik; es ist eine Familienpolitik.

Nord- und Ostsee sind die beiden mächtigen Ausfallstore, welche das deutsche Land und der deutsche Geist sich vorbehalten hat. In den gebildeten Klassen der Ostseeprovinzen ist noch Individualität, in den ungebildeten Klassen Norwegens noch Natur vorhanden; in Dänemark ist der Sinn für feineres geselliges und soziales Leben zu Hause. In Kopenhagen lebt ein Bierbrauer, der mehr für dänische Kunst getan hat als irgendein deutscher Edelmann für die deutsche; er heißt Jacobsen. Die Dänen wollen nicht gern Deutsche sein; dennoch aber sind sie, im weitern Sinne, Niederdeutsche; Dänemark heißt sogar wörtlich „die niedere Mark“. Vielleicht wird es den Dänen einmal

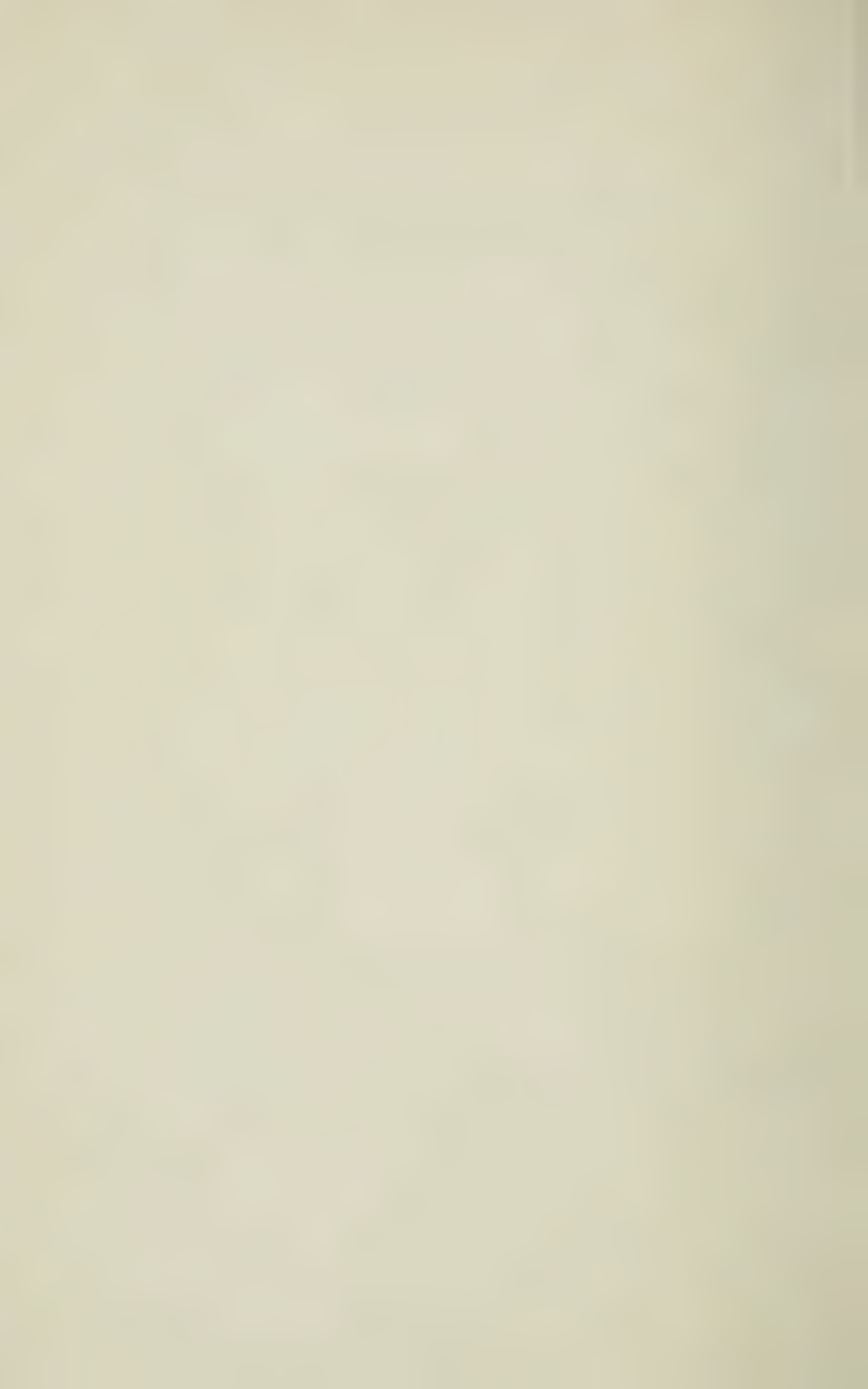
leichter werden, sich an Niederdeutschland als an Deutschland anzuschließen; ihr berühmtester König, Christian IV., war Kreishauptmann des niedersächsischen Kreises; das „Kong Christiern stod ved hoie Mast“ hat eine viel schönere Melodie als der „tappre Landsoldat“. Dänemarks eigentlicher Beruf, Dänemarks Blüte und Ruhm wird immer „am hohen Mast“, nicht unter den „Landsoldaten“ zu suchen sein. Es könnte in dem künftigen Großdeutschland, natürlich zunächst nur dem geistigen, recht gut ein Seitenstück zu Holland darstellen; neben den Generalstaaten der Admiralstaat; der erlösende Hauch der See wird alsdann von beiden ausgehen: wie von Holland Freiheit, könnte von Dänemark Feinheit nach Deutschland importiert werden. Schottland und England waren sich fünfhundert Jahre lang feind, ehe sie sich für immer vereinigten; Deutschland und Dänemark sind sich jetzt fünfzig Jahre feind; weshalb sollten nicht auch sie sich für immer einigen können? Zwischen Holland und Dänemark endlich liegt, geistig wie geographisch England. „Jeder Engländer ist eine Insel“, hat Novalis gesagt und damit die individuelle Abgeschlossenheit des englischen Charakters treffend gekennzeichnet; in diesem Sinne soll auch Deutschland sich geistig insulieren und isolieren; es wird dadurch einerseits seine angeborene Eigenart vertiefen, also das Ziel der echten Bildung erreichen und andererseits sein früheres Schweifen in die Fremde aufgeben, also die Fehler seiner Vergangenheit gutmachen. Amsterdam, London, Hamburg, Kopenhagen, Stockholm sind die gewaltigen Elemente einer elektrischen Batterie, deren Strom sich auch hier durch den Kontakt von Feuchtem und Trockenem, von Land und See, erzeugt, und durch welchen der deutsche Geist, wenn er ernstlich will, die Welt in Bewegung setzen kann.

Es kommt nun darauf an, daß diese große Aufgabe in, wie

außerhalb Deutschlands richtig verstanden wird. „Ich gebe Ihnen nur eine einzige Instruktion mit, ein gutes Einvernehmen mit England", sagte Fürst Bismarck zu dem Hauptmann Wissmann, als dieser nach Ostafrika abreiste; sie gilt auch im weiteren Sinne und für gewisse weitere Aufgaben des Deutschen; es gibt für ihn, wenn er eine geistige und künstlerische Weltpolitik betreiben will, nur eine einzige Instruktion: ein gutes Einvernehmen mit seinen Verwandten an der See. Andererseits bedürfen mindestens die kleineren unter jenen Staaten, wie Dänemark und das heutige Holland, des inneren Anschlusses an ein großes nationales Ganze, wenn sie nicht in der Enge ihres eigenen Horizontes verdumpfen sollen. Wie die Einheit Deutschlands seinerzeit durch gemeinsame Handelsinteressen, wird die Einheit Germaniens jetzt durch gemeinsame Geistesinteressen gefordert und gefördert. Diese liegen sogar noch tiefer und führen daher, in gewisser Hinsicht, weiter als jene. Teilweise scheint man sich dieser Tatsache, diesseits wie jenseits der See, schon bewußt zu sein. In England fängt nunmehr deutsche Sprache, Kunst und Literatur an, Mode zu werden; Carlyle hat sie dort früher schon ernstlich empfohlen; Holbein, Händel, Beethoven sind zuerst jenseits, Shakespeare ist zuerst diesseits der Nordsee voll gewürdigt worden. Die betreffende Wechselwirkung zeigt sich in großen wie kleinen Dingen. Der Schotte Burns und der Schwede Bellman haben ganz im Geiste Rembrandts gedichtet; das Volkstümliche, Humoristische, Seelenvolle und dabei zuweilen Visionäre ist ihnen allen dreien in auffallender Weise gemeinsam. Die Anglomanie, welche in gewissen politischen wie sozialen Kreisen des heutigen Deutschlands herrscht, sowie die neueste Schwärmerei der Deutschen für norwegische Literatur erscheinen gleichfalls als unbestimmte, wiewohl etwas ungesunde Fühler nach der obgenannten Rich-



Dürer: Antwerpen (Scheldetor)



tung hin. Diese flüchtigen Kräuselungen an der Oberfläche des Meeres deuten auf bleibende Strömungen in seiner Tiefe. Wie die Schwärmereien und Eitelkeiten des Jünglings dem Ernst des Mannes, so gehen die hier genannten Neigungen einem sicher zu erwartenden späteren innerlichen Anschluß der Deutschen an ihre auswärtigen Vettern voraus. Sie wohnen von Riga bis Amsterdam; und wo das Auge eines einheimischen Deutschen dem eines ausheimischen Deutschen begegnet, da erkennen sie sich; da verstehen sie sich. Wie dem Deutschen in Shakespeare und Rembrandt, so schlägt ihm auch in Cromwell und Pitt verwandtes Blut entgegen; sicher wird noch einmal die Zeit kommen, wo die Holländer, Engländer, Dänen, Schweden nicht nur in Luther, sondern auch in Bismarck ihren Geistesverwandten begrüßen. Kants intimster Freund, Green, war ein Engländer, Bismarcks intimster Freund, Motley, ein Amerikaner; so knüpft auch geistig das eine Ende des großen niederdeutschen Halbkreises an das andere an. Stimme des Bluts!

Fr. L. Graf zu Stolberg: Deutschlands Beruf
1815

Ja, Herz Europens sollt du, o Deutschland, sein!
So dein Beruf! Es strömt die Empfindung dir
Aus vollen Adern, kehret strömend
Wieder zu dir in den vollen Adern!

Gerecht in Spendung, gönnest du jedem Glied,
Was ihm gegeben; eignest, veredelnd, dir
Das Gute zu von allen, gibst es
Allen veredelt zurück, unkundig

Des eitlen Neides, weil du, so gut als reich,
In eigner Fülle schaltend, des Heimischen
Mit Liebe pflegst, doch auch des Fremden
Pflegest mit Liebe des weiten Herzens.

Nicht würdig dein, o Mutter Teutonia,
Verkennen deiner Söhne nicht wenige
Das Eigne; auch unwürdig dein sind
Jene, die fremdes Verdienst verkennen.

Denn Herz Europens sollt du, o Deutschland, sein,
Gerecht und wahrhaft, sollt in der Rechten hoch
Die Fackel heben, die der Wahrheit
Strahl, und die Glut des Gefühls verbreitet!

Undeutscher ist der blinde Bewunderer nicht
Des Fremden, als des Fremden Verächter; laßt
Dem Arm die Ehre, laßt dem Fuß sie,
Denn sie erwarmen an Glut des Herzens.

Alfred Lichtwark: Der Deutsche der Zukunft

Rede am ersten Kunsterziehungstag (1901)

Wir haben das Problem der künstlerischen Erziehung vom Standpunkt des Erziehers, des Volkswirts und des Künstlers so eingehend verhandeln hören, daß es geboten scheint, den Standpunkt in der Nähe mit einem weiteren Abstand zu vertauschen, damit sich uns die Größenverhältnisse nicht verschieben. In Wirklichkeit bedeutet die künstlerische Erziehung doch nur eine Provinz in dem großen Reich der Gesamterziehung unseres Volkes, für die wir neue Grundlagen zu suchen und auszubauen die Pflicht haben.

Die Forderung nach einer künstlerischen Erziehung tritt nicht als eine vereinzelte Erscheinung auf, sie ist von der ersten Stunde untrennbar verbunden mit dem gleichzeitig – etwa um die Mitte der achtziger Jahre – deutlicher formulierten Ruf nach einer sittlichen Erneuerung unseres Lebens. Die beiden Gebiete sind nicht zu trennen. Aus den Jahrhunderten der Armut und Beschränktheit, der Hörigkeit und Knechtschaft nach innen und außen haften dem Wesen des Deutschen so viele beklagenswerte Züge an, daß wir als politisch und wirtschaftlich vorangekommenes Geschlecht mit Ruhe und Entschlossenheit nicht nur an die erbarmungslose Ausrottung alter Fehler, sondern vor allem an die Entwickelung aller zurückgebliebenen edlen Kräfte zu gehen haben. Kein Beobachter kann dies Streben nach neuer Bildung im deutschen Volk verkennen. Es ist einer der Grundzüge der Erhebung des vierten Standes, es bewegt die Frauenwelt und hat bisher nur die oberen Schichten des Bürgertums noch kaum berührt.

Im achtzehnten Jahrhundert wurde die Denkweise und Lebensführung der Deutschen durch die Kirche, den Hof, die Universität und die zunftartigen Körperschaften wesentlich mitbestimmt. Nach den Jahren des Überganges zeigten sich im neunzehnten Jahrhundert Aufbau, Zusammensetzung und Wirkungsgebiet der wirkenden Kräfte von Grund aus verändert. Der Kirche, die früher unmittelbar jede Gesellschaftsschicht und jeden einzelnen mit tausend Fäden umspannt hielt, haben sich einzelne, haben sich ganze Gesellschaftsschichten entzogen. Die zugleich geistliche und weltliche Oberherrschaft ist ihr nicht erhalten geblieben. Der Hof steht nicht mehr als maßgebend für Lebensauffassung und Lebenshaltung im Mittelpunkt der neuen bürgerlichen wie früher der aristokratischen Gesellschaft. Er ist selbst in vielen Stücken verbürgerlicht. Die Zünfte sind auf-

gelöst worden. Von den alten Mächten hat nur die Universität als Schöpferin der alles beherrschenden Wissenschaft im neunzehnten Jahrhundert einen erheblichen Zuwachs an Macht und Ansehen erhalten. Um die Mitte des Zeitabschnitts hatte sie fast hohepriesterliche Geltung.

Aber andere Lebensmächte haben sich neben ihr erhoben, von denen im achtzehnten Jahrhundert nichts oder doch nur die Keime vorhanden waren. Die politische Partei, die Presse, die Erhebung und politische Organisation des vierten Standes, die Frauenbewegung und als Folge der Schulpflicht und Wehrpflicht Schule und Heer.

Alle diese Faktoren haben fühlbaren Einfluß auf die Bildung des Deutschen der Zukunft. Aber die Kirche, die politische Partei, die Presse, die Organisation des vierten Standes und der Frauenbewegung wirken doch nur auf einzelne Kreise oder auf Teile des Volkes. Mittelbar oder unmittelbar bestimmend für alle stehen nur die Universität, die Schule und das Heer da. Ihre Träger, der Professor, der Lehrer, der Offizier, bilden festgeschlossene Stände mit eigener Überlieferung und eigenem Standesideal. Und sie wirken nicht nur auf Kreise und Teile, sondern auf alle Stände, und nicht aus der Ferne und unpersönlich durch das Wort, sondern unmittelbar durch das Vorbild ihrer lebendigen Persönlichkeit.

Diese drei Stände, der Professor, der Lehrer und der Offizier, die unsere Lebensauffassung und Lebensführung allein durch ihre Allgegenwart stärker beeinflussen als selbst die Kirche, deren Vertreter in größere Ferne gerückt sind, haben in keinem anderen Volk dieselbe Stellung und Bedeutung. Was wir an guten Eigenschaften des Charakters, an Kräften und Fähigkeiten für den Deutschen der Zukunft erstreben, wird ihm am sichersten

und schnellsten übermittelt, wenn es der Professor, der Lehrer und der Offizier durch ihr Beispiel ihm vorleben.

*

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, das sich als Neubegründer, als Vollender aller Wissenschaften fühlte, genoß in Deutschland die Universität als Hüterin und Mehrerin des kostbarsten aller Schätze eine fast religiöse Verehrung, und der Stand des Professors bildete eines der Lebensideale des deutschen Volkes. Der Professor war der vornehmste Held im Roman, ein Gefäß aller äußeren und inneren Vollkommenheiten. Gegen das Ende des Jahrhunderts war eine Verschiebung eingetreten, die – im Roman – den Offizier und den Künstler und – im Leben – den Techniker, den Industriellen, den Kaufmann in den Vordergrund gerückt hatte. Der Professor hatte in der Dichtung und im Leben den ersten Platz nicht behaupten können. Die Interessen waren andere Wege gegangen.

Wir sind mit gutem Rechte stolz auf die Taten unserer Techniker, Industriellen und Kaufleute, und wir sehen in der wirtschaftlichen Macht, die sie uns im Lauf eines Menschenalters zurückgewonnen haben, eine der Sicherungen für den Bestand unseres Volkstums. Auch steht nicht zu fürchten, daß das deutsche Volk von nun an in der Anhäufung und im Genuß weltlicher Güter den Zweck seiner Arbeit und seines Daseins sehen wird. Daß es einen Moment fast so scheinen konnte, darf nicht ungerecht machen. Dasselbe Geschlecht, das die neuen Güter erwarb, war nur in einzelnen Ausnahmefällen in der Lage, sich die Kultur zu erwerben, der sie zu dienen bestimmt sind. Auch der Reichtum braucht Überlieferung, um sich auszudrücken, und Überlieferung gab es in Deutschland nicht. Wir hatten keinen über das ganze Land verteilten Stand mit ererbtem Reichtum und überliefertem Kulturleben, dem der neue

Reichtum hätte nachstreben können. So kommt es, daß er keinerlei Verpflichtung zu fühlen oder anzuerkennen braucht. Man kann in Deutschland sehr reich, sehr ungebildet, zu keinerlei Opfer für irgendeinen Kulturzweck bereit sein, ohne der Verachtung anheimzufallen. Das gesellige Leben hat dieser neue Reichtum auf eine rein materielle Basis gestellt und dadurch zu einem Fluch gemacht für die, die sich ihm nicht entziehen können.

Es wäre schlimm, wenn die Pessimisten recht hätten, die dem Vertreter von Kunst und Wissenschaft, soweit er nicht mit eigenen Gütern gesegnet ist, eine Art sozialer Hörigkeit im Kreis der Besitzenden weissagen.

In dieser Krisis sehen wir im deutschen Professorenstande Bestrebungen einsetzen und stärker werden, die eine neue Zeit mit heraufführen können. Der Professor, der früher in unerreichbarer Höhe über der Welt stand und es unter seiner Würde hielt, das himmlische Feuer selber den Sterblichen hinabzutragen, beginnt sich Mensch unter Menschen zu fühlen. Er hat erfahren, daß die hochmütige Abwehr jeder Laienteilnahme an der Wissenschaft ihren Bestand gefährdet. Vielleicht ist das Vorurteil gegen die künstlerische Darstellung der Ergebnisse seiner Forschungen, die sie der Welt zugänglich macht, noch nicht überall gebrochen, aber es ist doch schon Bresche gelegt.

Auch andere Vorurteile sind gefallen. Mehr und mehr zeigt sich die Neigung, das Leben der Gegenwart zu erforschen und als ein vollwertiges Objekt der wissenschaftlichen Untersuchung gelten zu lassen. Auf politischem, wirtschaftlichem und literarischem Gebiete erhalten wir Beobachtungen und Erläuterungen des Lebens, wie sie unsere Vorfahren aus ihrer eigenen Zeit nicht gekannt haben. Man beginnt sodann an den Universitäten zu erkennen, daß die Unwilligkeit, wissenschaftliche Zwecke

zu fördern, die den deutschen Reichtum neben dem englischen und namentlich dem amerikanischen so dunkel erscheinen läßt, nicht ohne Verschulden der Wissenschaftler zustande gekommen ist. Der deutsche Professor zeigt sich hie und da geneigt, gewisse Überlieferungen mittelalterlicher Barbarei in der Form gelehrter Streitigkeiten als eines gebildeten Mannes und Ehrenmannes unwürdig zu verlassen. Er fängt an, seine körperliche Erziehung und Erholung in die Hand zu nehmen. Und die frühere Gleichgültigkeit gegen die äußere Erscheinung beginnt der besseren Einsicht zu weichen, daß sich in der werdenden deutschen Gesellschaft der Nachlässige, nicht peinlich Saubere und Gepflegte je länger desto sicherer deklassieren wird.

Dies alles und andere verwandte Bestrebungen im Professorenstand lassen erkennen, wie auch er von dem Strom künstlerischer und ethischer Bewegung ergriffen ist, der unser ganzes Volk mit sich zu reißen beginnt. Angesichts der unermeßlichen Tragweite seines Einflusses ein trostreiches Vorzeichen. Bei der inneren Mission künstlerischer und ethischer Kultur können wir den Professor so wenig entbehren wie den Lehrer. Aber was sie lehren wollen, müssen sie auch in sich und an sich zur Erscheinung bringen.

Was das neunzehnte Jahrhundert in der Entwickelung der Schule, vom Gymnasium bis zur Volksschule, geleistet hat, ist von ihm selbst mit als eine seiner großen Taten angesehen worden. Es hat damit eine Organisation geschaffen, die noch kein Kulturvolk jemals für seine eigene Erziehung besessen hat. Und die Deutschen haben sich nicht mit der mechanischen Einrichtung begnügt, sie haben Unterrichtsmethoden geschaffen, die den Zugang zu jeder Art von Wissen von allen überflüssigen Schwierigkeiten der Wegführung befreit haben.

Doch bleibt dem zwanzigsten Jahrhundert zu tun genug,

einmal, weil überhaupt noch nicht alle methodische Arbeit erledigt ist, dann, weil jede neue Zeit neue Anforderungen stellt, und schließlich und nicht zum wenigsten, weil alle menschlichen Einrichtungen nur auf Sicht getroffen werden können, selbst wo man meint, Grundmauern für die Ewigkeit zu legen. Auch die Schule befindet sich dauernd im Zustand der Revolution.

Daß wir trotz der außerordentlichen Leistungen der Schule noch Wünsche haben oder stellenweise gar noch unzufrieden sind, ist nur ein Beweis für ihre lebendige Kraft. Zufriedenheit und Wunschlosigkeit wären ein Anzeichen von Versteinerung.

Unserer Bildung fehlt heute noch die feste nationale Grundlage. Mag auch die theoretische Pädagogik sie fordern, mag auch der Wortlaut der Lehrpläne besagen, daß sie angestrebt wird, das geistige Leben unserer Gebildeten beweist, daß eine wirkliche Lebensgemeinschaft mit den führenden Geistern der deutschen Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft nicht besteht oder höchstens da, wo in der Musik ein außerhalb der Schule gewachsener Dilettantismus großen Stils die Grundlage bildet. Vor allem wäre zu wünschen, daß unser Volk mit seinen großen Dichtern und Schriftstellern in engerer Vertrautheit aufwüchse. Der gebildete Deutsche empfängt heute noch mindestens ebensoviel Anregung und Genuß von der englischen und französischen Literatur wie von der des eigenen Volkes. Vielleicht trägt eine etwas zu enge Fassung des Begriffs der schönen Literatur mit zu der ungenügenden Schätzung des deutschen Schrifttums in Deutschland bei. Zur schönen Literatur gehört nicht nur das Gedicht in gebundener Sprache, das Drama, der Roman, die Novelle, sondern ebensogut jede Art künstlerischer Gestaltung eines wissenschaftlichen Stoffs. Es erfordert ebensoviel künstlerische Phantasie, Kraft und Technik, einen

philosophischen oder wissenschaftlichen Vorwurf als Erlebnis zu gestalten, wie der Aufbau und die Ausarbeitung eines Romans, und es liegt gar keine Veranlassung vor, den, der Gedichte oder Romane schreibt, ohne weiteres für ein höheres Wesen zu halten als den „dichtenden" Philosophen, Gelehrten oder Staatsmann.

Die Bekanntschaft nicht nur mit den Namen, sondern mit den Werken der großen bildenden Künstler, die das deutsche Wesen ausdrücken, der Jugend zu vermitteln, hat die Schule bisher überhaupt nicht als ihre Aufgabe angesehen.

Dieser ungenügende nationale Inhalt unserer Bildung hat den sehr bedauerlichen Zustand zur Folge, daß die Art der Bildung in Deutschland Kaste macht. Wer die klassische Bildung selbst nur in der unzulänglichen Gestalt erworben hat, in der das heutige Gymnasium sie vermittelt, glaubt als höherer Mensch mit Geringschätzung auf den, der nur die moderne Dreisprachenbildung besitzt, herabsehen zu dürfen. Wer Englisch und Französisch kann, fühlt sich erhaben über den noch so gebildeten einsprachigen Deutschen.

Wenn man uns, auf die Stundenpläne gestützt, zu beweisen versucht, daß das nationale Schrifttum eifrig gepflegt würde, so brauche ich nur zu fragen: Was lebt denn im Geist und im Herzen unserer Gebildeten aus unserer großen Literatur? Und von welcher Kost nährt sich unser Volk? Daß nicht alle für den Genuß des Besten die natürliche Begabung haben, weiß ich wohl. Aber ich habe mich sehr viel umgetan, um zu prüfen, wie viele, die von Haus aus befähigt und geneigt wären, einfach vernachlässigt sind. Ihre Zahl ist in allen Ständen, selbst in den oberen, Legion.

Für die Entwickelung unseres Volkstums müssen wir von der Erziehung verlangen, daß sie die liebende Hingabe an unsere

eigene Sprache, Literatur und Kunst in allen Kreisen erweckt. Darin liegt eine unschätzbare, alle Stände des Volkes zusammenschließende Kraft. Wer hat es nicht erlebt, wie ihn Vertrautheit mit Goethe, Gotthelf, Keller oder Jakob Burckhardt – ich nenne die ersten besten Namen – einem Fremden, der dieselben geistigen Erlebnisse gehabt, bei flüchtiger Berührung nahegebracht hat!

Hätten wir diese allen Ständen zugängliche gemeinsame Bildung, so würde die klassische Kultur kaum ernstliche Widersacher finden.

Der Gedanke der deutschen Schule verkörpert sich im Lehrer. In seiner gegenwärtigen Ausdehnung und Organisation ist der Lehrerstand jung und, als Folge der Schulpflicht, eine Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts. Er hat keine alten, gefestigten Traditionen, es steht kein Ahnengeschlecht hinter ihm. Nach gut deutscher Art ist er scharf zerklüftet, und als unversöhnte Gegensätze stehen sich Volksschullehrer und Lehrer der höheren Schulen gegenüber, genau, wie die Lehrer der höheren Schulen sich leicht in einem Gegensatz zu den Lehrern der Hochschule fühlen. Unter diesen Zuständen pflegt ein junger Stand wie der des Lehrers besonders zu leiden. Die ältern Stände haben äußere Macht und äußeres Ansehen ererbt, der neue besitzt noch kein solches Kapital. Nach deutscher Gewohnheit verweigern die ältern Kasten jedem neuen Stand (der notgedrungen das Wesen der Kaste annehmen muß) gleiches Recht.

Mancher Charakterzug des heutigen Lehrers stammt aus dieser Lage.

Nun können uns aber Stimmung und Gemütsverfassung des Lehrers um so weniger gleichgültig sein, als es von ihm allein abhängen wird, ob die Schule im zwanzigsten Jahrhundert noch ferner wie ein Fremdkörper auf unserm Leben lastet,

oder ob sie vom Kind, das sie besucht, von den Eltern, die ihre Kinder hinsenden, geliebt wird.

Alle Schulreform steht und fällt mit dem Lehrer. Die besten Stundenpläne können ihn nicht beflügeln, die schlechtesten ihn nicht hemmen. Der Kern seiner Wirkungsfähigkeit liegt in der lebendigen Kraft, die er entfaltet, und in der Kraft, die er in seinen Schülern entwickelt.

Daß dazu auch die künstlerischen Kräfte gehören, die das Leben gestalten sollen, ohne deren Ausbildung, ohne deren Einwirkung auf Sprache, äußere Erscheinung, Lebenseinrichtung und Lebensführung, auf Schaffen und Genuß in jeder Gestalt das Dasein auch in der Fülle materiellen Wohlstandes ein Vegetieren bleibt, hat die Theorie niemals bezweifelt, soll aber für das Leben unseres Volkes als ein neues Ziel der Entwicklung erst erobert werden.

*

Wie mit der Schulpflicht hat sich das deutsche Volk mit der Wehrpflicht im neunzehnten Jahrhundert in vorbildlich gewordenem Entschluß eine schwere Last auferlegt, aber zugleich eine Einrichtung von unschätzbarem erziehlichem Einfluß geschaffen.

Der Träger dieses Einflusses, der Offizier, ist in seiner heutigen Ausprägung ein Erzeugnis des neunzehnten Jahrhunderts. Aber er hat viele Wandlungen durchgemacht und ist beständig im Werden und Wachsen begriffen. Eine Geschichte der Entwickelung des deutschen Offiziers scheint noch nicht versucht zu sein, so wichtig sie für die Klärung der Vorstellungen sein würde. Der nächste Vorfahr des deutschen Offiziers sind die Führer der stehenden Heere seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges. Weiter zurück geht seine Abstammung auf die Söldnerführer, die Ritter und in fernerer Folge die kriegerischen Adelsge-

schlechter. Vom Dreißigjährigen Kriege ab lag die Entwickelung des Typus wesentlich in der Hand der Hohenzollern. Zur selben Zeit, als Ludwig XIV. den französischen Adligen zum Höfling machte und dadurch den Grund zu seinem Untergang in der Revolution legte, hat der Große Kurfürst die Kraft des preußischen Adels dem Staat zuzuführen begonnen. Von Geschlecht zu Geschlecht hat der Typus des Offiziers festere Züge angenommen, bis er schließlich die Hohenzollern und die deutschen Fürsten, die ihn geschaffen, in seinen Bann zwang. Es ist bekannt, daß Kaiser Wilhelm I., wenn er vor einer Schicksalslage stand, deren Entscheidung ihm schwer wurde, sich wohl zu fragen pflegte, was er als Offizier zu tun habe. Dann hätte er es gleich gewußt, fügte Bismarck hinzu, der diesen Zug berichtet hat. Bei Friedrich dem Großen wäre dies noch nicht denkbar.

Die eigenartige Stellung des Offiziers in unserem öffentlichen Leben und unserer Gesellschaft ist ohne einen Blick auf seinen Ursprung nicht zu verstehen. Er allein steht heute, wie früher der Adel stand.

Wenn wir die höchsten Formen des Lehrer-, des Professoren- und des Offizierstypus vergleichen – und nur diese sollte man zum Vergleich nebeneinander stellen –, so treten beim Offizier eine Reihe von Eigenschaften schärfer hervor, die bei seinen Miterziehern unseres Volkes wohl vorhanden sein können und auch mehr und mehr aufkommen, aber noch nicht als notwendig gelten. Das ist die Ausbildung des Körpers, die Erziehung des Willens und die drakonisch durchgeführte formale Erzogenheit, die sich beim höchsten Typus nicht bloß auf die äußere Haltung, sondern auch auf die Bildung des Herzens erstreckt, auf der die Fähigkeit beruht, in jedem Augenblick Herr seiner selbst zu sein und Worte und Taten des Takts zu finden.

In dieser seiner höchsten Entwickelung, in der er nun Vorbild geworden ist, haben wir im deutschen Offizier den einzigen deutschen Mannestypus, an den allseitige Anforderungen gestellt werden. Professor und Lehrer können bei besonderer Begabung und Leistungsfähigkeit sehr einseitig entwickelt sein, vom höchsten Typus des Offiziers darf man sagen, daß er selbst bei der äußersten Intelligenz und Bildung des Geistes nicht denkbar ist, wenn der Körper nicht tauglich ist, der Charakter, die formale Bildung zu wünschen übrig lassen. Es gibt in der Tat keine körperlichen, seelischen oder geistigen Mängel, keine Unzulänglichkeit der Erziehung, die nicht einzeln unter Umständen genügten, um dem deutschen Offizier eine große Laufbahn abzuschneiden. In keinem Stand findet eine so schroffe Auslese statt.

Alles dies hat ihn als Typus so stark gemacht, daß er sich dem ganzen Volk aufzuprägen beginnt, vom Fürsten bis zum Tagelöhner.

Durch die Tatsache der Wehrpflicht ist diese Wirkung auch für die Zukunft festgelegt. Auch künftig durchschreitet das ganze Volk einmal die Sphäre des Offiziers. Alles Gute und Edle, was der Offizier sich erhält und erwirbt, wird sich von ihm aus als äußere Haltung und innere Gesinnung dem ganzen Volke mitteilen. Alle Arbeit, die der einzelne Offizier an seine Entwickelung zum Ideal seines Standes setzt, wird, wie dieselbe Arbeit des Lehrers und Professors, zugleich für die Erhöhung unseres Volkstums geleistet, denn nichts wirkt mit so lebendiger Kraft wie das Beispiel.

*

Aus der vieltausendjährigen Geschichte unserer Rasse kennen wir genauer ein paar hundert Jahre. Schon wie unsere Vorfahren vor fünfhundert Jahren ausgesehen haben, müssen wir

aus Bruchstücken erraten. Was sie dachten und fühlten, ist uns weiter zurück noch – mit großen Lücken – auf ein paar Jahrhunderte zu enträtseln, aus früherer Zeit wird nur gelegentlich eine kurze Strecke durch ein Licht, das von außen auf den Pfad unserer Entwicklung fällt, aus tiefer Nacht hervorgehoben.

Aber trotz aller Trümmer und Lücken der Überlieferung vermögen wir selbst aus den Tatsachen, die jedem geläufig sind, zu erkennen, welche tiefen Wandlungen Seele und Charakter unseres Volkes in der kurzen Spanne von zweitausend Jahren durchgemacht hat. Aus dem Deutschen des Tacitus, einem Jäger und Krieger, der den Ackerbau, Industrie und Handel verachtete, sehen wir in wenigen Jahrhunderten den Ackerbauer, dann den Städtebewohner, den Kaufmann, Geldmann und Industriellen werden und in diesen Tätigkeiten neue Charakterzüge annehmen. Kaum ein Jahrtausend nach der Völkerwanderung – eine sehr kurze Spanne Zeit – war der Deutsche Ackerbauer geworden, war schon Hofmann gewesen, der alle Kultur des Abend- und Morgenlandes in sich vereinte, hatte Römerstädte auf seinem Boden zu neuem Leben entwickelt, hatte auf jungfräulichem Boden neue gegründet, war aus dem freien Bauern ein Höriger geworden und schickte sich an – der ehemalige Städtehasser – innerhalb seiner festen Mauern zum engherzigen, kurzsichtigen, kleinlichen Spießbürger zu werden, dem jeder der großen Züge des kaiserlichen deutschen Mannes, wie ihn Walther besungen und der große Bildhauer von Naumburg körperhaft vor unsere Augen gestellt hat, eingeschlafen war. Und dann kam die Zeit des Kräfteverfalls, wo aus dem freien Deutschen die Knechtsnatur wurde, die wir heute noch nicht überwunden haben. Die Beobachtung der unendlichen Mannigfaltigkeit der Mannestypen, die unser

Volk allein im letzten Jahrtausend hervorgebracht hat, der zahllosen Seelenzustände, die es durchlaufen hat, gibt uns heute das Recht, unsere Erziehung in die Hand zu nehmen, um aus unserem Charakter auszumerzen, was an beklagenswerten Folgen der Jahrhunderte der nationalen Schmach noch in uns steckt. Wir haben zu lange wesentlich der Intelligenz gelebt. Es ist Zeit, daß nun die sittlich-religiösen und die künstlerischen Kräfte zur Entfaltung kommen.

Wenn im Fichtenwalde ein Stamm gefällt ist und die Wurzel wird nicht ausgerodet, so stirbt der Stumpf nicht ab. Die Wurzeln, die im Dunkel der Tiefe ihre Arbeit verrichten, spüren es kaum in ihrer lichtlosen Heimstätte, daß oben sich ein Schicksal erfüllt hat, denn sie sind mit denen der Nachbarbäume eng verwachsen und geben ihnen die Nahrung ab, die sie aus der Erde ziehen. In den Nachbarstämmen steigen ihre Säfte hinauf in die Kronen, die sich in Luft und Licht des Himmels wiegen, und steigen herab und nähren auch die Wurzeln und den Stumpf des entkronten Baumes, so daß sie nicht faul werden.

Im Wald der Kulturvölker hat unser Volk durch Jahrhunderte als Baumstumpf gestanden, dessen Wurzeln die Nachbarstämme nährten, dessen Stumpf von ihnen Nahrung zurückempfing.

Aus den uralten Wurzeln haben wir nun aufs neue einen Stamm zum Himmel hinaufgesandt und treiben unsere Lebenssäfte zum eigenen Wipfel empor.

Aber die Mächte, die dem ersten Stamme den Untergang bereitet haben, sind noch nicht überwunden und lauern – immer noch dieselben – in uns und um uns her.

Schutz vor erneuter Vernichtung gewähren uns nicht die äußeren Einrichtungen unseres Volkstums, nicht unsere Bündnisse. Das alles kann der Sturm einer Nacht hinwegfegen.

Aber unbesiegbar werden wir stehen bleiben, wenn jeder einzelne in jeder Stunde, bei jedem Werk, an jedem Ort, wohin ihn Mut und Schicksal gestellt haben, das höchste Maß seines Willens und seiner Kraft entfalten lernt.

Daß dies Gefühl der Verpflichtung gegen sein Volk im Deutschen der Zukunft erweckt und lebendig erhalten wird, darauf kann niemand durch sein Beispiel stärker, stetiger und unmittelbarer hinwirken als der deutsche Professor, der deutsche Lehrer und der deutsche Offizier.

Schiller: Nänie

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Bücher aus dem Insel-Verlag

Viel muß man lesen, nicht vielerlei . . . Ich meine nicht vieles, sondern viel: ein weniges, aber mit Fleiß.

Lessing



Das nachfolgende Verzeichnis gibt nur eine Auswahl; das vollständige Bücherverzeichnis des Verlages wird unberechnet geliefert.

Abälard und Heloïse: Briefe. Herausgegeben von W. Fred. In Leinen M. 6.–; in Halbleder M. 8.–.

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Herausgegeben von Gustav Wustmann. Vierte Auflage. In Halbpergament M. 7.—; in Leder M. 10.—.

Älteste deutsche Dichtungen. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. In Pappband M. 6.—; in Pergament M. 10.—.
Deutsche Dichtungen aus dem 8.—11. Jahrhundert.

Andersens Märchen. Unter Benutzung der von Andersen besorgten deutschen Ausgabe übertragen von Mathilde Mann. Initialen, Titel und Einband von Carl Weidemeyer-Worpswede. Zwei Bände. In Leinen M. 12.—; in Leder M. 18.—.

Andersen Nexö, Martin: Pelle der Eroberer. Roman in zwei Bänden. In Halbleinen M. 10.—.
Ein Roman — und unendlich viel mehr . . . ein Roman in dem Sinne, in dem wir den „Wilhelm Meister" und die „Flegeljahre", Kellers „Grünen Heinrich" und Raabes „Schüdderump", den „Copperfield" und den „Niels Lyhne" Romane nennen: ein Lebensbuch, das vom Kritiker ohne weiteres den höchsten Maßstab heischt, eines der wenigen, die wir als notwendig empfinden, nicht als schwarz auf weiß gedruckte Literatur, sondern als ein in allen Farben des Daseins leuchtendes Erlebnis. Rhein.-Westf. Zeitung.

Arabische Nächte. Nachdichtungen arabischer Lyrik von Hans Bethge. In Pappband M. 5.–.

Arnim, Achim von: Werke. Auswahl in drei Bänden. Im Auftrag und mit Unterstützung der Familie von Arnim herausgegeben von Reinhold Steig. Mit Arnims Bildnis in Lichtdruck. In Pappbänden M. 3.—; in Leinen M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50.

Arnim, Bettina von: Die Günderode. Zweite Auflage. Zwei Bände. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 12.–.

Bahr, Hermann: Essays. Zweite Aufl. In Pappb. M. 6.–.

Balzac: Die menschliche Komödie. Deutsche Ausgabe in 16 Bänden mit Einleitung von Hugo von Hofmannsthal und einem Essay über Balzac von Wilhelm Weigand. In Leinen M. 80.–, in Leder M. 112.–.

Unter dem Gesamttitel „Die menschliche Komödie“ hat Balzac diesen gewaltigen, aus unzähligen Menschen, Zuständen und Begebenheiten bestehenden Organismus zusammengefaßt. Er fehlte zu lange dem geistigen Dasein unseres Volkes, als daß es einer besonderen Rechtfertigung bedürfte, wenn wir ihn durch diese neue Ausgabe wiederum zugänglich und wirksam gemacht haben.

Die Romane, die in diesen Bänden enthalten sind, können auch einzeln bezogen werden, worüber ein besonderes Verzeichnis unterrichtet.

Balzac: Die dreißig tolldreisten Geschichten, genannt Contes Drolatiques. Übertragen v. Benno Rüttenauer. Zweite Auflage (4.–6. Tausend). In Leinen M. 10.–; in Leder M. 14.–.

Balzac: Die Physiologie der Ehe. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Übertragen von Heinrich Conrad. Zweite Auflage. In Leinen M. 5.50; in Leder M. 7.50.

Balzac: Briefe an die Fremde (Frau von Hanska). Übertragen von Eugenie Faber. Eingeleitet von Wilhelm Weigand. Zwei Bände. Mit einem Bilde Balzacs in Lichtdruck. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 14.–.

Beethovens Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. Mit 8 Bildertafeln. Zwei Bände. In Pappbänden M. 6.–; in Halbleder M. 9.–.

Die schönste Ergänzung zu allen Beethoven-Biographien.

Bergmann, Anton: Ernst Staas, Advokat. Skizzen und Bilder. Aus dem Vlämischen übertragen. Einband von Carl Walser. Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.—. (Erschienen 1915.)

Eines der berühmtesten und schönsten Bücher der neueren vlämischen Dichtkunst.

Binding, Rudolf G.: Die Geige. Vier Novellen. In Pappband M. 4.50.

Boccaccio: Das Dekameron. 11.–20. Tausend. Zwei Ausgaben: a) Zwei Bände. In Leinen oder Halbpergament M. 10.–. b) Drei Bände. In Leder M. 14.–.

Beide Ausgaben sind durchaus vollständig.

Briefe eines Unbekannten (Alexander von Villers). Aus dessen Nachlaß neu herausgegeben von Karl Graf Lanckorośnki und Wilhelm Weigand. Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zwei Bände. In Leinen M. 12.–; in Halbleder M. 15.–.

In diesen formvollendeten, an Geist und Esprit reichen Briefen findet sich so viel Schönes, und die Sprache ist von einer solchen klassischen Glätte und Eleganz, daß sie reife Menschen immer mit Genuß lesen werden.
Allgemeines Literaturblatt, Wien.

Brillat=Savarin: Physiologie des Geschmacks. In gekürzter Form deutsch herausgegeben von Emil Ludwig. Mit Wiedergabe vieler Holzschnitte aus der Ausgabe von 1864. In Halbleder M. 6.–.

Dies klassische Buch erschien zuerst anonym 1826 und ist seitdem in vielen Auflagen und Ausgaben in Frankreich verbreitet. Nur ein Franzose konnte dieses geistvolle und launige, graziöse und weltkluge Buch schreiben, das in anmutiger, anekdotengewürzter Form die materiellen Genüsse der Tafel preist. — Eine besondere Zierde dieser Ausgabe bilden die vielen amüsanten, in den Text verstreuten Bilder.

Das Buch der Fabeln. Zusammengestellt von Chr. H. Kleukens. Eingeleitet von Otto Crusius. In Pappband M. 7.–; in Halbleder M. 9.–.

Enthält das Beste und Charakteristischste aller Fabeln der Weltliteratur von Babrios über Phädrus, Behaim, Leonardo da Vinci, Luther, Bürger, Goethe, Schopenhauer, Kleist, Grillparzer, Turgenjeff bis zu Wilh. Busch.

Büchner, Georg: Gesammelte Werke nebst einer Auswahl seiner Briefe. Eingeleitet von Wilhelm Hausenstein. In Pappe M. 4.–; in Halbleder M. 6.–. (Erschienen 1915.)

Cahn, Wilhelm: Im belagerten Paris 1870/71. Tagebuchblätter. Geheftet M. 3.–; in Pappband M. 3.50. (Erschienen 1915.)

Als der einzige Deutsche, der in offizieller Stellung die Belagerung und die Schreckensherrschaft der Kommune in Paris mitgemacht hat, schildert der Legationsrat Cahn seine Erlebnisse. Damals wie heute verbreitete die Agence Havas die ungeheuerlichsten Lügenmeldungen, witterte man hinter jedem militärischen Mißgeschick Verrat. Aber es will uns scheinen, als sei das Frankreich ohne Bundesgenossen unendlich viel naiver, unbedachter und liebenswürdiger in seinen Fehlern gewesen. — Mommsen sagte von diesem Buch, daß es ihn besser in den Geist der Zeit eingeführt habe als dickleibige Geschichtswerke.

Caroline: Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. Mit drei Porträts und einem Brief an Goethe in Faksimile. Zwei Bände. In Leinen M. 14.–; in Leder M. 20.–.

Carolinens Leben in ihren Briefen. Herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit einer Einleitung von Ricarda Huch. Mit 18 Bildertafeln. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 6.–.

Eine volkstümliche Auswahl aus der vorstehenden Gesamtausgabe.

Cervantes: Der scharfsinnige Ritter Don Quixote von der Mancha. 4.–10. Tausend. Vollständige Taschenausgabe in 2 Bänden. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 15.–.

Cervantes: Novellen. Vollständige Ausgabe in 2 Bänden. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 12.–.

In diesen vier Bänden liegt das Bleibende von Cervantes' Werken in vorzüglicher Übertragung vor.

Die chinesische Flöte. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge. Fünfte Auflage. In Pappband M. 5.–.

Chinesische Novellen. Nach dem Urtext übertragen von H. Rudelsberger. In zwei Pappbänden M. 7.50. Vorzugsausgabe: 50 Exemplare auf Chinapapier in Seide gebunden M. 30.–.

Von keiner anderen Warte aus kann ein besserer Einblick in die Sitte und Denkart des chinesischen Volkes gewonnen werden als aus seinen volkstümlichen Erzählungen. Wie der Chinese zu Hause und unter seinesgleichen wirklich sich gibt, so spiegeln ihn die buntfarbigen Gestalten der schöngeistigen Literatur seines Volkes. Zum erstenmal gibt hier eine Auswahl aus allen bedeutenden Novellensammlungen Chinas einen Gesamtüberblick über die Belletristik des chinesischen Reiches.

Dickens, Charles: Werke. Ausgewählt und eingeleitet von Stefan Zweig. Mit den Federzeichnungen von Phiz, Cruikshank, Seymour u. a. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier: 6 Bände in Leinen M. 36.–; in Leder M. 45.—. Bibliotheksausgabe auf starkem Papier: 12 Bände in Leinen M. 48.–.

Jeder Band der Taschenausgabe (in Leinen M. 6.—, in Leder M. 7.50) entspricht zwei Bänden der Bibliotheksausgabe:

David Copperfield. Mit 40 Federzeichnungen von Phiz.

Der Raritätenladen. Mit 73 Federzeichnungen und 8 Initialen von Browne, Cruikshank u. a.

Die Pickwickier. Mit 43 Federzeichnungen von R. Seymour, Buß u. Phiz.

Martin Chuzzlewit. Mit 40 Federzeichnungen von Phiz, Hablot und Browne.

Nikolaus Nickleby. Mit 38 Federzeichnungen von Phiz.

Oliver Twist und Weihnachtserzählungen. Mit 71 Federzeichnungen von Phiz u. a.

Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. Zwei Bände. Neue Ausgabe. Mit 8 Bildnissen und 8 Karten. In Leinen M. 14.—; in Halbleder M. 16.—.

Die Erneuerung dieser klassischen Biographie des eisernen Yorck wird jetzt besonders willkommen sein. Das Leben des Mannes, der trotz aller Mühen und Aufopferung die Schmach des Jahres 1806 miterleben mußte, endlich aber die Zeit der Befreiung kommen sah und sie schneller herbei- und mitwirkend durchführte: das alles zieht in der stilistisch wie sachlich unübertrefflichen Darstellung Droysens an unseren Augen vorüber — im biographischen Rahmen das niederschmetterndste und das erhebendste Stück preußischer Staatsgeschichte.

Eichendorffs Dichtungen. Zwei Bände. In Pappbänden M. 3.—; in Leinen M. 4.—; in Leder M. 10.—.

Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans (Liselotte): Briefe. Auswahl in 2 Bänden, herausgegeben von Hans F. Helmolt. Mit 2 Bildnissen in Heliogravüre. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 16.—.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Vier Bände. In Pappbänden M. 12.—; in Halbleder M. 20.—.

Inhalt: Band I: Goethe: Novelle — Kleist: Das Erdbeben in Chili — Hebbel: Aus meiner Jugend — Keller: Spiegel, das Kätzchen — Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz — Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. — Band II: Eichendorff: Taugenichts — Büchner: Lenz — Arnim: Der tolle Invalide — Droste-Hülshoff: Die Judenbuche — Schiller: Der Geisterseher. — Band III: Gotthelf: Barthli der Korber — Fouqué: Undine — Tieck: Der blonde Eckbert — Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl — Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse. — Band IV: Grillparzer: Der arme Spielmann — Hauff: Das kalte Herz — Stifter: Der Hagestolz.

Gesta Romanorum. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von Hermann Hesse. In Pappe M. 5.–; in Halbleder M. 7.–. (Erschienen 1915.)

Gobineau: Die Renaissance. Historische Szenen. (Savonarola, Cesare Borgia, Julius II., Leo X., Michelangelo.) Mit 23 Lichtdrucktafeln. 2. Auflage. Kartoniert M. 12.–; in Halbleder M. 16.–.

Gobineau: Die Renaissance. Historische Szenen. Wohlfeile Ausgabe. 11.–20. Tausend. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 6.–.

Goethes sämtliche Werke in sechzehn Bänden

Von dieser besonders zur Versendung ins Feld geeigneten Taschenausgabe auf Dünndruckpapier sind bisher erschienen und einzeln käuflich:

I. II: Romane und Novellen. Vollständig in zwei Bänden. In Leinen M. 9.–; in Leder M. 11.–.

III. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In Leinen M. 5.–; in Leder M. 6.–.

IV: Italienische Reise; Kampagne in Frankreich 1792; Belagerung von Mainz 1793. In Leinen M. 5.–; in Leder M. 6.–.

V. Annalen und kleinere autobiographische Schriften. In Leinen M. 4.50; in Leder M. 5.50.

VI–VIII: Dramatische Dichtungen. 3 Bände. In Leinen M. 14.50; in Leder M. 17.50.

IX. X: Kunst-Schriften. Vollständig in zwei Bänden. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 12.–.

XI: Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. In Leinen M. 5.50; in Leder M. 6.50.

XII. XIII: Aufsätze zur Kultur-, Theater- und Literaturgeschichte. Maximen. Reflexionen. Zwei Bände. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 12.–.

Goethe-Kriegsausgabe

10 Bände (geheftet und beschnitten)

Jeder Band 30 Pf.:

Faust / Götz / Egmont / Iphigenie / Hermann und Dorothea; Achilleis / Werther / Drei Novellen / Kampagne in Frankreich 1792.

Jeder Band 50 Pf.:

Gedichte in Auswahl von Erich Schmidt / Goethes Jugend (aus Dichtung und Wahrheit).

Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. 51.–70. Tausend. In Pappbänden M. 7.–; in Leinen M. 9.–; in Halbleder M. 15.–.

Goethes Faust. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. Inhalt: Urfaust, das Fragment (1790), die Tragödie, I. und II. Teil, Paralipomena. 16.–25. Tausend. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 4.50.

Goethes Italienische Reise. Mit 167 Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen (auf 122 Lichtdrucktafeln). Mit Unterstützung des Goethe-National-Museums herausgegeben von George v. Graevenitz. In Halbleder M. 40.–; in Leder M. 60.–.

Goethes Italienische Reise. Wohlfeile illustrierte Ausgabe. Mit 58 Handzeichnungen Goethes und 10 Porträts von Goethe und seinen Reisegenossen. Im Auftrag des Goethe-National-Museums herausgegeben von H. T. Kröber. Zwei Bände. In Pappbänden M. 6.–; in Halbpergament M. 7.50.

Die große illustrierte Ausgabe der „Italienischen Reise", die vor vier Jahren erschien, hat einen Erfolg gehabt, wie er wohl selten einem Werke ähnlichen Umfangs und Preises zuteil geworden ist. Mit der Direktion des Goethe-National-Museums aber begegnete der Verlag sich in dem Wunsche, den neu erschlossenen Schatz an Goethe-Zeichnungen und -Porträts nicht auf einen immerhin kleinen Kreis Wohlhabender zu beschränken, vielmehr einen großen Teil davon in dieser „Wohlfeilen Ausgabe" allgemein zugänglich zu machen.

Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern von Daniel Chodowiecki in Nachstich und einer Rötelstudie. Zweite Auflage. In Leder M. 10.–.

Goethes Liebesgedichte. Herausgegeben von H. G. Gräf. In Pappband M. 3.–; in Leder M. 6.—.

Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Vollständige Ausgabe in drei Bänden. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 14.–.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften vollständig herausgegeben von H. G. Gräf und A. Leitzmann. Drei Bände. In Halbleinen M. 10.–; in Leder M. 20.–.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Max Hecker. Vier Bände. Mit Faksimiles und 4 Bildnissen. Jeder Band in Leinen M. 6.50; in Leder M. 9.–.

Band I und II sind erschienen; die weiteren folgen Ende 1915 und 1916. Dieser Briefwechsel umfaßt den letzten großen Lebensabschnitt Goethes, die Zeit der Reife und Vollendung (von 1799—1832); in Zelter, dem Begründer der Berliner Liedertafel, hat der Dichter für den verstorbenen Freund in Weimar einen würdigen Ersatz gefunden. Goethe spricht zu Zelter von allem, was ihn beschäftigt: von seinen Werken, von der Literatur jener Zeit, von seinem Privatleben, von öffentlichen Vorgängen und von seinen Gefühlen. Und Zelter, ein ganz vorzüglicher Erzähler, plaudert vom Hofleben, von der Politik, von Forschungen, Reisen, Studien. Erst jetzt erscheint dieser Briefwechsel in einer seiner Bedeutung zukommenden vollständigen und wissenschaftlich zuverlässigen Ausgabe.

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Dritte Auflage. In Leinen M. 5.–; in Leder M. 8.–.

Goethes Gespräche mit Eckermann. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Mit zwei Porträts. 6.—10. Tausend. In Pappbänden M. 5.—; in Leinen M. 7.–; in Leder M. 10.—.

Der junge Goethe. Begründet von Salomon Hirzel. Neu herausgegeben von Max Morris. Sechs Bände mit 66 Lichtdrucktafeln. Geheftet M. 27.–; in Leinen M. 36.–; in Leder M. 45.–.

Die vollständige Sammlung aller Dichtungen, Briefe, Gespräche, Zeichnungen und Radierungen Goethes bis zu seiner Übersiedlung nach Weimar.

Goethes äußere Erscheinung in literarischen und künstlerischen Dokumenten seiner Zeitgenossen. Von Emil Schaeffer. Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M. 3.–; in Leder M. 8.–.

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. Fünfte Auflage. In Halbleder M. 15.–.

Die Märchen der Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe. Ausstattung von Carl Weidemeyer-Worpswede. Zwei Bände. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 16.–.

Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus. Vollständige Taschenausgabe in drei Bänden. Mit den vier Radierungen von Max Klinger in Lichtdruck. In Pappbänden M. 8.–; in Pergament M. 14.–.

Groth, Klaus: Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart. 450 Exemplare auf Strathmore-Japan, in Halbpergament M. 20.–.
Gedruckt auf der Ernst-Ludwig-Presse in Darmstadt.

Hafis: Nachdichtungen seiner Lieder von Hans Bethge. In Pappband M. 5.–.

Hallström, Per: Ein Schelmenroman. In Halbpergament M. 3.50.

Hallström, Per: Die vier Elemente. Erzählungen. In Halbpergament M. 5.–.

Hallström, Per: Der tote Fall. Ein Roman. In Pappband M. 4.–.

Hallström, Per: Frühling. Roman. In Halbpergament M. 5.–.

Hallström, Per: Eine alte Geschichte. Roman. In Halbpergament M. 5.–.

Hallström, Per: Ein geheimes Idyll. In Halbpergament M. 5.–.

Hallström, Per: Verirrte Vögel. Novellen. In Halbpergament M. 5.–.

Per Hallström gehört zu den Ersten und Eigengestaltenden, die man viel lesen sollte; seine Novellen beweisen ihn als eine ganz nach innen gerichtete Natur von leiser Harmonie. Er hat das Ohr für die ganz unwirklichen Töne der Seele, wenn sie irgendwie erwachen will und nicht recht weiß, wohin sie langen wird in den Tag. Und wenn er uns entläßt, sind wir um vieles Wissen reicher aus dem dunklen Untergrund, den wir Seele nennen. Königsberger Allg. Zeitung.

Hardt, Ernst: Gesammelte Erzählungen. Zweite Auflage. In Pappband M. 4.–.

Hauffs Märchen. Vollständige Ausgabe. Initialen, Titel und Einband von Carl Weidemeyer-Worpswede. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 9.–.

Der Heiligen Leben und Leiden, anders genannt das Passional. Aus alten deutschen Drucken übertragen und mit einem Nachwort herausgegeben durch Severin Rüttgers. Mit Wiedergabe von 146 Holzschnitten aus dem Lübecker Druck von 1492. Zwei Bände. In Halbleinen M. 12.–; in Halbpergament M. 14.–. Vorzugsausgabe: 200 Exemplare mit handkolorierten Holzschnitten, in Schweinsleder M. 50.–.

Dies ist ein Buch, auf das der Verlag besonders stolz sein darf. Die meisten Stücke der Sammlung alter deutscher Legenden bot das Augsburger Passional, dessen Hauptquelle die lateinische Sammlung des Jacobus de Voragine, die sogenannte Legenda aurea ist, das aber mehr als sechzig Legenden, namentlich deutscher Heiligen, enthält, die in der Legenda aurea nicht stehen. Darüber hinaus wurde aus späteren Drucken noch eine stattliche Zahl bedeutender Stücke gewonnen, die sonst in keiner Sammlung enthalten waren.

Heines sämtliche Werke. Herausgegeben von Oskar Walzel. Zehn Bände. In Halbpergament M. 30.–. Vorzugsausgabe: 1000 Exemplare auf Insel-Hadernpapier, in Halbleder M. 70.–; in Leder M. 100.–.

Heines Buch der Lieder. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 4.50.

Heymel, Alfred Walter: Gesammelte Gedichte 1895 bis 1914. In Halbpergament M. 6.–; 30 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, mit der Hand in Leder gebunden M. 30.–.

Hoffmann, E. T. A.: Lebens-Ansichten des Katers Murr. Neu herausgegeben von Hans von Müller. In Pappe M. 7.—. (Erschienen 1915.)

Hofmannsthal, Hugo von: Die Gedichte und kleinen Dramen. 11.–20. Tausend. In Pappband M. 3.–; in Halbleder M. 5.–.

Holbein, Hans: Bilder des Todes. Nach den Probedrucken der ersten Ausgabe faksimiliert in der Reichsdruckerei zu Berlin. 800 numerierte Exemplare: Nr. 1 bis 100 mit der Hand in Leder gebunden M. 34.–; Nr. 101 bis 800 in Pappband M. 12.–; in Leder M. 18.–.

Hölderlins sämtliche Werke und Briefe. In fünf Bänden. Kritisch-historische Ausgabe von F. Zinkernagel. Mit mehreren Bildern und Faksimiles. Jeder Band in Halbleder M. 6.–; Vorzugsausgabe: 50 numerierte Exemplare auf van Gelder-Bütten, jeder Band in Leder (Handeinband) M. 30.–.

Diese Hölderlin-Ausgabe tritt mit dem Anspruche auf, die Werke des Dichters in wissenschaftlich abschließender Gestalt darzubieten.

Homers Odyssee. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. In Halbpergament M. 3.–.; in Leder M. 5.–.

Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland. (Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege.) Drei Bände. 4.–6. Tausend. In Leinen M. 15.–; in Halbleder M. 20.–.

Huch, Ricarda: Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento. In Pappbd. M. 5.–; in Leder M. 7.–.

Huch, Ricarda: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. 3.–5. Tausend. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 7.50.

Huch, Ricarda: Die Geschichten von Garibaldi. Historischer Roman. Zwei Bände. Vierte Auflage. In Leinen M. 12.–.

Band I: Die Verteidigung Roms. Band II: Der Kampf um Rom.

Huch, Ricarda: Michael Unger. Des Romans »Vita somnium breve« fünfte Auflage. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 7.50.

Huch, Ricarda: Von den Königen und der Krone. Sechste Auflage. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 7.50.

Huch, Ricarda: Wallenstein. Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.50. (Erschienen 1915.)

Humboldts Briefe an eine Freundin [Charlotte Diede]. Zum ersten Male nach den Handschriften herausgegeben. Zwei Bände. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 10.–.

Jacobs, Monty: Deutsche Schauspielkunst. Zeugnisse zur Bühnengeschichte klassischer Rollen. Mit 33 Bildertafeln. In Leinen M. 7.50.

Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke. Autorisierte Übertragung. Mit Reproduktionen von Zeichnungen des Dichters und dem von A. Helstedt 1885 radierten Porträt. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 11.–.

Inhalt: Frau Marie Grubbe – Niels Lyhne – Novellen – Gedichte und Entwürfe – Naturwissenschaftliche Schriften.

Kants sämtliche Werke in sechs Bänden. Taschenausgabe im Format und Schrift der Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe. Jeder Band in Leinen M. 6.–; in Leder M. 7.50.

Bisher sind erschienen:

Band I: Vermischte Schriften (darin: Anthropologie, Streit der Fakultäten u. a.). – Band II: Naturwissenschaftliche Schriften. – Band III: Kritik der reinen Vernunft.

Kants Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von F. Ohmann. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

Katharina II., Kaiserin von Rußland: Memoiren. Nach den zum ersten Male veröffentlichten eigenhändigen Manuskripten der Kaiserin. Mit 12 Porträts in Lichtdruck und 4 Stammtafeln. 2 Bände. In Halbleder M. 16.–.

Eines der Hauptwerke zur Kenntnis der russischen Geschichte.

Kleists sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Mit einem Bildnis und verschiedenen Faksimiles. In Leinen M. 32.–; in Halbpergament M. 36.–.

Klödens Jugenderinnerungen. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

Ihrem Inhalt nach lassen sich Klödens Jugenderinnerungen mit dem bekannten Buch von Kügelgen vergleichen, ihrem Wert nach werden sie von vielen noch darüber gestellt.

Körners Werke in einem Bande (Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker). In Leder M. 3.50.

Kortum: Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von Otto Julius Bierbaum. 4. und 5. Tausend. In Pappband M. 5.–; in Schweinsleder M. 12.–.

Kriegs-Almanach für 1915. Mit 12 Bildern und 1 Faksimile. 61.–73. Tausend. Kartoniert M. –.50.

Kromer, Heinrich E.: Gustav Häufling. Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. In Pappb. M. 3.50; in Halbled. M. 5.–.

Von diesen Denkwürdigkeiten, die ein Künstler des Gefühls und der Ironie in einer ganz erstaunlich großen, klassisch reinen und klaren Sprache aufgezeichnet hat, schrieb die Kritik, sie gehörten zu jenen Taten des Geistes und Herzens, die, losgelöst von Zeit und Zeitgeschehen, das nationale Gut eines Volkes bereichern und befruchten.

Lagerlöf: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland. Liebhaber-Ausgabe in zwei Bänden. In Pappbänden M. 7.–; in Leder M. 10.–.

Lenaus sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe herausgegeben von Eduard Castle. Mit verschiedenen Bildern und Faksimiles. In Leinen M. 36.–; in Halbleder M. 42.–. Vorzugsausgabe: 200 Exemplare auf Insel-Hadernpapier, in Leder M. 72.–.

Luthers Briefe. In Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald. Zwei Bände. In Leinen M. 12.–; in Leder M. 18.–.

Lüthgen, Eugen: Belgische Baudenkmäler. Mit 96 Vollbildern. In Halbleinen M. 3.–. (Erschienen 1915.)

Die vier Zweige des Mabinogi. Ein keltisches Sagenbuch. Übertragen von Martin Buber. In Halbpergament M. 4.–; in Schweinsleder M. 7.–.

„Die vier Zweige des Mabinogi" sind das reifste und bedeutendste Werk keltischer erzählender Prosa, das auf uns gekommen ist. Sie können mit keinem anderen Werk der Weltliteratur verglichen werden als der jüngeren Edda und sind einzigartig als der erschütternde Bericht eines Zyklus ungeheuerer Vorgänge und als ein monumentales Gedicht.

Mann, Heinrich: Die kleine Stadt. Ein Roman. Fünfte Auflage. In Leinen M. 5.–.

Meinhold: Die Bernsteinhexe. Historischer Roman. In Halbpergament M. 4.50; in Ganzpergament M. 7.–.

Meinhold: Sidonia von Bork, die Klosterhexe. Historischer Roman. Zwei Bände. In Halbpergament M. 8.–; in Ganzpergament M. 12.–.

Zwei in Deutschland mit Unrecht vergessene, im Auslande viel gelesene klassische deutsche Romane, die in der Zeit der Hexenverfolgungen spielen. „Die Bernsteinhexe" hielt man seinerzeit für eine echte alte Chronik, so daß der Dichter, um der falschen Meldung zu steuern, ein anderes ähnliches Werk schreiben mußte „Die Klosterhexe", durch das er bewies, daß er kein Chronikenabschreiber, sondern ein wirklicher Dichter war.

Morgenländische Erzählungen für die reifere Jugend. (Palmblätter.) Neu herausgegeben von Hermann Hesse. In Leinen M. 4.–, in Leder M. 5.–.

Dieser einst so viel gelesenen, nun fast vergessenen Sammlung hat sich Hermann Hesse liebevoll angenommen und die schönsten Geschichten daraus zusammengestellt.

Morier, James: Die Abenteuer des Hadschi-Baba von Ispahan. Roman. Übertragen von A. v. Kühlmann. In Leinen M. 6.–.

Morier war um 1830 Mitglied der englischen Gesandtschaft in Teheran. Sein „Hadschi-Baba", der zu den klassischen Werken der Erzählungskunst gehört, ist ein persischer Abenteurerroman, der in erster Linie durch die bunten Lebenswirrsale dieses orientalischen Gil Blas fesselt und unterhält, außerdem aber sich die Aufgabe stellt, ein zuverlässiges Gesamtbild persischen Lebens und Denkens zu vermitteln.

Mörike: Das Hutzelmännlein und andere Märchen. In Leinen M. 4.–; in Leder M. 5.–.

Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. Zweite Auflage. In Leinen M. 3.50; in Leder M. 4.50.

Mozarts Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von A. Leitzmann. Mit 11 Bildertafeln. In Halbleinen M. 4.–; in Halbleder M. 5.50.

„Die Schaubühne" bringt Proben aus diesem Werk und sagt, es sei ein Buch, das man verschlingt und das man am liebsten noch einmal ganz abdrucken würde.

Napoleon-Briefe. In Auswahl herausgegeben von Friedr. Schulze, übertragen von Hedwig Lachmann. Mit 19 zeitgenössischen Bildern. In Pappband M. 4.–; in Leder M. 10.–.

Nietzsches Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

Altfranzösische Novellen. Zwei Bände. Übertragen von Paul Hansmann. Mit Titelholzschnitten und Zierstücken nach alten Originalen. In Pappbänden M. 10.–; in Leder M. 14.–.

Altitalienische Novellen. Zwei Bände. Ausgewählt und übersetzt von Paul Ernst. Mit altvenezianischen Titelholzschnitten und Zierstücken. In Pappbänden M. 8.–; in Leder M. 12.–.

Geschichten aus dem alten Pitaval. Herausgegeben nach der von Schiller getroffenen Auswahl und um weitere Stücke vermehrt von Paul Ernst. Drei Bände. Geheftet M. 9.–; in Leinen M. 12.–; in Leder M. 15.–.

Pocci: Lustiges Komödienbüchlein. Auswahl in zwei Bänden. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen Poccis. In Halbpergament M. 10.–.

Pontoppidan, Henrik: Hans im Glück. Ein Roman in zwei Bänden. Dritte Auflage. In Leinen M. 10.–.

Als Pontoppidans großer Roman erschien, war er das Ereignis seines Jahrgangs. Inzwischen ist eine Flut von Romanen an uns vorübergegangen, und immer noch ist „Hans im Glück" das Buch, das den stärksten und geschlossensten Eindruck von ihnen allen macht. Seit dem „Niels Lyhne" hat das kleine Dänemark dem übrigen Europa kein so vollgewichtiges Werk mehr gegeben. Josef Hofmiller.

Die Psalmen. Taschenausgabe. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 4.50. (Erschienen 1915.)

Reinke Voß. Neu erzählt v. Christian Heinrich Kleukens. Mit farbigem Titel, farbigen Bildern und Einband von F. W. Kleukens. 400 Exemplare auf van Gelder-Papier; 50 Exemplare in Pergament (Handeinband) M. 70.–; 350 Exempl. in Halbpergament M. 40.–.

Gedruckt auf der Ernst-Ludwig-Presse in Darmstadt.

Rilke, Rainer Maria: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Zwei Bände. Dritte Auflage. In Pappbänden M. 6.–; in Leder M. 10.–.

Rilke, Rainer Maria: Erste Gedichte. In Halbleder M. 6.50.

Rilke, Rainer Maria: Das Buch der Bilder. Einmalige Vorzugsausgabe: 250 Exemplare auf Hadernpapier, in Halbleder M. 20.–.

Gedruckt auf der Ernst-Ludwig-Presse in Darmstadt.

Rilke, Rainer Maria: Die frühen Gedichte. Dritte Auflage. In Halbleder M. 6.50.

Rilke, Rainer Maria: Neue Gedichte. Dritte Auflage. In Halbleder M. 6.50.

Rilke, Rainer Maria: Der neuen Gedichte anderer Teil. Zweite Auflage. In Halbleder M. 6.50.

Rilke, Rainer Maria: Geschichten vom lieben Gott. Vierte Auflage. Geheftet M. 3.–; in Leinen M. 4.–.

Rilke, Rainer Maria: Auguste Rodin. Mit 96 Abbildungen nach Skulpturen und Zeichnungen des Meisters. In Halbleinen M. 4.–; in Leder M. 8.50.

Rilke, Rainer Maria: Das Stundenbuch. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) Sechste Auflage. In Halbleinen M. 3.50; in Pergament M. 6.–.

Rousseaus Bekenntnisse. Aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Vollständige Ausgabe in einem Band. In Leder M. 8.–.

Rübezahl-Geschichten: das sind wahrhafftige, und über alle Maßen possierliche oder anmuthige Fratzen, von dem wunderbarlichen, sehr alten und weitbeschrienen Gespenste, dem Rübezahl, für den Curiösen Liebhaber auffs Neue an Tag gegeben. Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. 800 numerierte Exemplare in Pappband M. 10.–.

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke (Gedichte und Dramen). Mit Reproduktionen von 60 zu den Gedichten gehörigen Holzschnitten von Dürer, Beham u. a. nach den Originaldrucken. Zwei Bände. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 12.–; in Halbpergament M. 14.–.

Saint-Simon: Der Hof Ludwigs XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Herausgegeben von Wilhelm Weigand. Mit 34 zeitgenössischen Bildern. Kartoniert M. 12.–; in Halbleder M. 16.–.

Schaeffer, Albrecht: Attische Dämmerung. Gedichte. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 5.–. (Erschienen 1915.)

Schaeffer, Albrecht: Heroische Fahrt. Gedichte. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 5.–. (Erschienen 1915.)

Schaeffer, Albrecht: Des Michael Schwertlos Vaterländische Gedichte. In Pappband M. 6.–; in Halbleder M. 7.50. (Erschienen 1915.)

Scheffler, Karl: Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Mit 78 Vollbildern. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 12.–.

Scheffler, Karl: Italien. Mit 118 Vollbildern. In Halbpergament M. 12.–.

Schefflers Buch ist die Auseinandersetzung eines bewußten, fertigen Deutschen mit der italienischen Renaissance. Sein Urteil ist wie ein Scheidewasser, das aus dem Komplex der Renaissance nur das bejahend herauszieht, was dem Deutschen wahlverwandt ist. Der Wert des Buches — es ist im höchsten Grade fesselnd und anziehend geschrieben — liegt gerade darin, daß hier deutsches Empfinden ehrlich und sicher Stellung nimmt zu den großen Problemen, die uns seit Winckelmann und Goethe beschäftigen. Scheffler, der Deutsche von 1913, verneint, wo Goethe bejaht. Die Tat.

Scheffler, Karl: Leben, Kunst und Staat. Gesammelte Essays. In Halbpergament M. 8.–.

Scheffler, Karl: Paris. Mit 71 Vollbildern. Dritte Auflage. In Halbpergament M. 12.–.

Schillers sämtliche Werke in sechs Bänden (Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker). In Leinen M. 20.–; in Leder M. 28.–.

Die einzelnen Bände sind auch unter besonderen Titeln zum Preise von je M. 4.– in Leinen und M. 5.– in Leder erschienen: Dramen I. Teil — Dramen II. Teil — Gedichte und Erzählungen — Historische Schriften — Philosophische Schriften — Übersetzungen.

Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Mit vier Bildern. In Pappband M. 3.–; in Leinen M. 4.–; in Leder M. 6.–.

Schopenhauers Werke in fünf Bänden. Taschenausgabe. In Leinen M. 20.–; in Leder M. 26.–.

Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit. Taschenausgabe. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 4.50.

Schopenhauer: Briefwechsel und andere Dokumente seines Lebens. Ausgewählt von Max Brahn. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

Schröder, Rudolf Alexander: Gesammelte Gedichte. In Pappband M. 6.–; in Leder M. 10.–.

Schröder, Rudolf Alexander: Heilig Vaterland. Kriegsgedichte. Geheftet 30 Pf.

Schurig, Arthur: Wolfgang Amadeus Mozart. Sein Leben und sein Werk auf Grund der vornehmlich durch Nikolaus von Nissen gesammelten biographischen Quellen und der Ergebnisse der neuesten Forschung. Zwei Bände. Mit 52 Vollbildern in Lichtdruck und 5 Faksimiles. Kartoniert M. 24.–; in Halbleder M. 30.–.

Die große Mozartgemeinde wird dieses Werk mit großer Freude aufnehmen. Auf Grund aller zeitgenössischen Quellen – unter denen die Briefe des Vaters, hier genau nach den Handschriften wiedergegeben, eine große Rolle spielen – und der neuesten Mozartforschung stellt es, viele frühere Irrtümer berichtigend, den so wehmütigen Erdengang des Meisters in schöner Form dar. Den beiden stattlichen Bänden sind 52 Bilder und Handschriftenfaksimiles beigegeben; unter ihnen befinden sich sämtliche Mozartporträts, die zum Teil noch niemals veröffentlicht waren und fast ausnahmslos nach den weit verstreuten Originalen neu aufgenommen wurden.

Schwab: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe. a) Nichtillustrierte Ausgabe in zwei Bänden, in Leinen M. 8.–; b) Illustrierte Ausgabe in drei Bänden (mit Flaxmans Zeichnungen), in Leinen M. 12.–.

Seidel, Willy: Der Garten des Schuchan. Novellen. In Leinen M. 6.–.

Seidel, Willy: Der Sang der Sakije. Roman. In Leinen M. 5.–.

Dieser neue Roman von Willy Seidel führt uns nach Ägypten und schildert das Schicksal des Emporkömmlings Daûd-ibn-Zabal, der als ausgesetzter Bastard bei armen Fellachen aufwächst, bis er, getrieben von einem immer bewußter auftretenden Lebenswillen, zum Eseltreiber, Herrschaftsdiener, Basarverkäufer und Bey aufsteigt. Er geht zugrunde, weil seinem glühenden Drange nach Gleichstellung mit dem Europäer die menschlichen Grundlagen fehlen. Es ist nicht ein Einzelschicksal, das hier zur Behandlung steht, sondern ein Problem, wie es eben jetzt in ungeheuerstem Umfange entrollt wird: der Kampf der braunen Rasse gegen das übermächtige Andringen der englischen Weltherrschaft. Den leidenschaftlichen Fortgang der Geschehnisse begleiten Schilderungen des Landes und seiner Menschen, wie sie nur wenigen Dichtern unserer Tage gelungen sind.

Sindbads des Seefahrers Abenteuer, wie sie aufgezeichnet sind in dem Buch genannt „Tausend und eine Nacht". Illustrierte Ausgabe mit acht farbigen Vollbildern, Doppeltitel, Initialen und Einbandzeichnung von Agnes Peters. Geb. M. 5.–.

Sokrates, geschildert von seinen Schülern. Übertragung und Erläuterungen von E. Müller. Zwei Bände. Mit Wiedergabe der Neapler Sokrates-Herme in Lichtdruck. In Leinen M. 12.–.
Erster Band: Xenophon: Erinnerungen an Sokrates, Die Kunst der Haushaltung. Plato: Protagoras, Ein Gastmahl. Zweiter Band: Xenophon: Ein Gastmahl. Plato: Gorgias, Verteidigung des Sokrates, Kriton, Phädon; Anhang: Drei Sokratesjünger.

Stauffer-Bern: Familienbriefe und Gedichte. Herausgegeben von U. W. Züricher. Mit einem Selbstporträt des Künstlers. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 8.–.

Stein, Heinrich von: Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von Friedrich Poske. 3 Bände. In Pappe M. 9.–; in Halbleder M. 12.–. (Erschienen 1915.)
Inhalt: Die Ideale des Materialismus — Vermächtnis — Helden und Welt — Dramatische Bilder und Erzählungen.

Stifter: Aus dem alten Wien. Mit 20 Vollbildern. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 8.–.

Stifter: Erzählungen. Vollständige Ausgabe der „Studien" in zwei Bänden. 4.–8. Tausend. In Leinen M. 7.50; in Led. M. 10.–.

Strauß, David Friedrich: Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Mit 32 Lichtdrucktafeln. Kartoniert M. 12.–; in Halbled. M. 16.–. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf van Gelder-Bütten, in Rindleder M. 50.–.

Ulrich von Hutten ist von jeher eine Lieblingsgestalt des deutschen Volkes gewesen. Hineingeboren und verwoben in eine Zeit geistiger, religiöser und politischer Erregung und Erneuerung, in eine Zeit, da es, nach seinen eigenen Worten, „eine Lust war zu leben", hat er im Kampfe der Geister in vorderster Reihe gestanden.

Taube, Otto Freiherr von: Der verborgene Herbst. Roman. In Halbpergament M. 6.–.

Die Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten. Erste vollständige deutsche Ausgabe. Mit einer Einleitung von Hugo von Hofmannsthal. In Leinen M. 72.–; in Leder M. 84.–.

Zwölf wunderbare Bände, deren kunstreiche Ausstattung uns vortäuscht, wir hielten ein altes arabisches Buch in den Händen, geben uns die alten Märchen wieder . . . Ein Kulturdokument allerersten Ranges, gehören diese Märchen zu den großen Menschheitsepen . . . Die Art der Darstellung erinnert oft zwingend an Homer in ihrer Naivität und ihrem Reichtum.
Deutsche Rundschau.

Tausend und eine Nacht. (Mittlere Ausgabe.) Ausgewählt und herausgegeben von Paul Ernst. 4 Bände. In Halbleinen M. 16.–; in Leder M. 28.–.

Aus der großen vollständigen Ausgabe wurden die dichterisch schönsten Erzählungen in einer Auswahl von vier Bänden vereinigt.

Die schönsten Geschichten aus Tausend und einer Nacht. Volksausgabe (563 Seiten). In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 6.–.

Die einbändige Auswahl kann ohne Bedenken auch der reiferen Jugend in die Hand gegeben werden.

Uhde-Bernays: Anselm Feuerbach. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Feuerbachs. In Halbleinen M. 3.–; in Leder M. 8.–.

Ulfeldt, Gräfin Leonora Christina: Denkwürdigkeiten (genannt Leidensgedächtnis) aus ihrer Gefangenschaft im Blauen Turm des Königsschlosses zu Kopenhagen 1663—1685. Bearbeitet und neu herausgegeben von Clara Prieß. Mit fünf Bildnissen in Lichtdruck. In Pappband M. 5.—; in Leder M. 7.50.

Valois, Margaretha von (Königin von Frankreich und Navarra). Memoiren, Briefe und sonstige Dokumente ihres Lebens. Herausgegeben von W. Fred. Zwei Bände. Mit zwei Porträts in Lichtdruck. In Pappbänden M. 7.—; in Halbleder M. 10.—.

Verhaeren, Emile: Rembrandt. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Rembrandts. 10. bis 15. Tausend. In Halbleinen M. 3.—; in Leder M. 8.—.

Verhaeren, Emile. Rubens. Mit 95 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen von Rubens. In Halbleinen M. 3.—; in Leder M. 8.—.

Verlaine: Ausgewählte Gedichte. Übertragen von Wolf Graf von Kalckreuth. Zweite Aufl. In Halbperg. M. 4.—.

Voll, Karl: Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen. 1. Band: Altniederländische und altdeutsche Meister. Mit 29 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—. 2. Band: Italienische Meister. Mit 25 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—.
Ein dritter Band wird im Jahre 1916 das Werk abschließen.

Voltaires Erzählungen. Übertragen von Ernst Hardt. In Leder M. 10.—.

Inhalt: Der Weiße und der Schwarze — Hans und Klaas — Die Prinzessin von Babylon — Die beiden Getrösteten — Candid — Scarmentado — Zadig — Mikromegas — Der Harmlose.

Walzel, Oskar: Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts. Aufsätze. In Leinen M. 12.—.

Aus dem Inhalt: Schiller und die Romantik — Goethe und das Problem der faustischen Natur — Clemens Brentano und Sophie Mereau — Goethes Wahlverwandtschaften im Rahmen ihrer Zeit — Rheinromantik usw.

Weigand, Wilhelm: Der Ring. Ein Novellenkreis. In Leinen M. 6.–.

Weimar in den Befreiungskriegen. Drei Teile. In Leinen M. 10.–.

Die Bände sind auch einzeln käuflich:

Erster Teil: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806–1813. Von Kanzler Friedrich von Müller. In Leinen M. 3.50.

Zweiter Teil: Johannes Falks Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806–1813. In Leinen M. 3.–.

Dritter Teil: Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen 1806–1815. Mit 16 Vollbildern. In Leinen M. 5.–.

Wielands Werke. In drei Bänden. Neue Taschenausgabe, besorgt von Franz Deibel. In Pappbänden M. 8.–; in Leder M. 15.–; in Pergament M. 20.–.

Wilde, Oscar: Die Erzählungen und Märchen. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede. 31.–40. Tausend. In Pappband M. 3.–; in Leder M. 9.–.

Wilde, Oscar: Die Ballade vom Zuchthause zu Reading. Übertragen von Wilhelm Schölermann. Fünfte Auflage. In Pappband M. 2.–.

Wilde, Oscar: Gedichte. (Die Sphinx; aus den »Poems«.) Übertragen von Gisela Etzel. Mit Titelholzschnitt von Marcus Behmer. Geheftet M. 6.–; in Halbpergament M. 8.–.

Wilde, Oscar: Salome. Tragödie in einem Akt. Übertragen von Hedwig Lachmann. Mit Doppeltitel, zwei Vollbildern und Einband von Marcus Behmer. Fünfte Auflage. Geheftet M. 2.–; in Pappband M. 3.–.

Kaiser Wilhelms I. Briefe. Nebst Denkschriften und anderen Aufzeichnungen herausgegeben von Erich Brandenburg. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Deutsch von Annette Kolb. Mit drei Heliogravüren. Zwei Bände. Zweite Auflage. In Leinen M. 14.–; in Halbleder M 16.–.

Winckelmann: Kleine Schriften zur Geschichte der Kunst des Altertums. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Mit 10 Vollbildern. In Halbpergament M. 7.–.

Winckler, Josef: Mitten im Weltkrieg. Gedichte. In Halbpergament M. 3.50. (Erschienen 1915.)

Zweig, Stefan: Erstes Erlebnis. Vier Erzählungen aus Kinderland. In Pappband M. 5.–.

Zwei-Mark-Bände

Jeder Band in Pappband M. 2.–; in Leder M. 4.50

Ludwig van Beethovens Briefe. 11.–20. Tausend.

Die Bibel, ausgewählt.

Fichtes Reden an die deutsche Nation. Eingeleitet von Rudolf Eucken.

Goethes Briefe an Frau von Stein. 11.–20. Tausend. Mit drei Silhouetten.

Goethes Sprüche in Prosa.

Goethes Sprüche in Reimen.

Aus Goethes Tagebüchern.

Briefe von Goethes Mutter. In Auswahl herausgegeben von Albert Köster. 40. Tausend. Mit einer Silhouette.

Grimms deutsche Sagen.

Herder: Ideen zur Kulturphilosophie.

Humboldts Briefe an eine Freundin.

Kant-Aussprüche. Herausgegeben von Raoul Richter.

Heinrich von Kleists Erzählungen. Eingeleitet von Erich Schmidt.

Lessings Briefe. Herausgegeben von Julius Petersen.

Ludwig, Otto: Die Heiterethei. Roman.

Mozarts Briefe.

Die Briefe des jungen Schiller. Mit einer Silhouette.

Der junge Schumann. Dichtungen und Briefe.

Wagner, Richard: Auswahl seiner Schriften. Herausgegeben von H. St. Chamberlain.

Des Knaben Wunderhorn.

Die Bibliothek der Romane

Jeder Band in Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–.

Alexis, Willibald: Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman. (11. bis 15. Tausend.)

Coster, Charles de: Uilenspiegel u. Lamme Goedzack. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen.

Die Bibel des flämischen Volkes, so hat Verhaeren diesen Roman genannt, der von jedem Deutschen gekannt werden sollte, denn an den Stätten, an denen seine Handlung sich abspielt, werden heute die großen Entscheidungsschlachten geschlagen: nirgends werden Landschaft und Volk deutlicher als in diesem Buche.

Defoe, Daniel: Robinson Crusoe. Nach der ältesten deutschen Übertragung herausgegeben von Severin Rüttgers.

Dostojewski: Schuld und Sühne. (Raskolnikov.)

Flaubert: Frau Bovary.

Flaubert: Salambo. Ein Roman aus dem alten Karthago.

François, Louise von: Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Ein Roman aus der Zeit der Befreiungskriege.

François, Louise von: Die letzte Reckenburgerin. 2. Auflage (16.–20. Tausend).

Außerordentlich ist der Gehalt dieses Buches an jener lebendigen Weisheit, die aus der Fülle eines gütigen Frauenherzens strömt. Wir wagen die Behauptung, daß der Freund unserer Dichterin, Conrad Ferdinand Meyer, dessen hohe Kunst wir gewiß nicht gering anschlagen, einen Roman wie „Die letzte Reckenburgerin" nicht schreiben gekonnt hätte. Seine mehr artistische Kunst hätte nicht diese Blutwärme aufgebracht, die dem Roman seiner Freundin ein so seelenvolles Leben gibt.

Joseph Viktor Widmann.

Gotthelf: Wie Uli der Knecht glücklich wird.

Gottfried Keller nannte Gotthelf das größte epische Talent, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte.

Hoffmann, E. T. A.: Der goldene Topf. Klein Zaches. Meister Martin der Küfner und seine Gesellen.

Jacobsen, Jens Peter: Niels Lyhne.

Jacobsen, Jens Peter: Frau Marie Grubbe.

Jean Paul: Titan. Gekürzt herausgegeben von Hermann Hesse. 2 Bände.

Lagerlöf, Selma: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland.

Mörike: Maler Nolten. In ursprünglicher Gestalt.

Moritz, Karl Phil.: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman.
Den „Anton Reiser“ hat kein Geringerer als Goethe zuerst empfohlen, und gleich ihm ist er später so verschieden gearteten Geistern wie Heine, Hebbel und Schopenhauer in vielem Sinne wert gewesen.

Murger, Henri: Die Bohême. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben.

Scott, Walter: Der Talisman. In der revidierten Übertragung von August Schäfer.

Scott, Walter: Ivanhoe. In der revidierten Übertragung von L. Tafel.

Sealsfield, Charles: Das Kajütenbuch.
Das klassische Buch des wilden Westens. Die Geschichten werden im Hause des Kapitäns Morse, der sog. Kajüte, erzählt: daher stammt sein Name.

Stendhal: Rot u. Schwarz. Ein Roman aus dem Frankreich um 1830.

Thackeray: Die Geschichte des Henry Esmond, von ihm selbst erzählt.
Ein historischer Roman des berühmten Zeitgenossen von Charles Dickens.

Tieck: Vittoria Accorombona. Ein Roman aus der Renaissance.

Tillier: Mein Onkel Benjamin.

Tolstoi: Anna Karenina. 2 Bände.

Tolstoi: Auferstehung.

Tolstoi: Krieg und Frieden. Ein Roman in fünfzehn Teilen mit einem Epilog. 3 Bände.

Turgenjeff: Väter und Söhne.

Tuti-Nameh (Das Papageienbuch). Nach türkischer Fassung übersetzt von Georg Rosen.

Weigand, Wilhelm: Die Frankenthaler.
Ein fränkischer Kleinstadtroman, eines der besten humoristischen Bücher der Gegenwart.

Wilde, Oscar: Das Bildnis des Dorian Gray.

Die Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden mit farbigem Überzug 50 Pfennig.

Bisher sind 187 Bände erschienen.

Im Jahre 1915 veröffentlichte Bände:

Anekdoten von Friedrich dem Großen. Mit 6 Holzschnitten von Adolph von Menzel (Nr. 159).

Arndt, Ernst Moritz: Gedichte (Nr. 163).

Reden Bismarcks nach seinem Ausscheiden aus dem Amte (Nr. 166).

Blüchers Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von W. Capelle (170).

Brentano, Clemens: Die Geschichte vom braven Kasperl u. dem schönen Annerl (Nr. 175).

Clausewitz, General Karl von: Grundgedanken über Krieg und Kriegführung (Nr. 169).

Dumpfe Trommel und berauschtes Gong. Nachdichtungen chinesischer Kriegslyrik von Klabund (Nr. 183).

Fechner, Gustav Theodor: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Mit einem Geleitwort von Wilhelm Wundt (Nr. 187).

Geibel, Emanuel: Heroldsrufe. Ausgewählt (Nr. 173).

Goethe: Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand („Der Urgötz") (Nr. 160).

Hebel, Johann Peter: Die schönsten Erzählungen aus dem Schatzkästlein des rheinländisch. Hausfreundes (177).

Hölderlin, Friedrich: Hymnen an die Ideale der Menschheit. Herausgegeben von Emil Lehmann (Nr. 180).

Kleist, Heinrich von: Michael Kohlhaas (Nr. 161).

Der Koran. In Auswahl herausgegeben von E. Harder (Nr. 172).

Krieg und Friede 1870. Zwei Briefe von David Friedrich Strauß an Ernst Renan und dessen Antwort. Mit einem Anhang: Carlyle an die Times (Nr. 164).

Der alte deutsche Kriegsgesang in Worten und Weisen (Nr. 171).

Lafontaine: Fabeln. Übertragen von Theodor Etzel. Mit 8 Holzschnitten von J. J. Grandville (Nr. 185).

Die deutschen Lande im deutschen Gedicht (Nr. 174).

Lieder der Landsknechte. Mit acht alten Holzschnitten (Nr. 158).

Mombert, Alfred: Musik der Welt aus meinem Werk (181).

Ostpreußisches Sagenbuch. Herausgegeben von E. Krollmann (Nr. 176).

Schiller: Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585 (Nr. 165).

Friedrich Schlegels Fragmente. Ausgewählt und herausgegeben von Carl Enders (Nr. 179).

Tieck, Ludwig: Des Lebens Überfluß. Novelle (Nr. 184).

Treitschke, Heinrich von: Das deutsche Ordensland Preußen (Nr. 182).

Ullmann, Regina: Feldpredigt. Dramatische Dichtung in einem Akt (Nr. 178).

Der Wandsbecker Bote. Eine Auswahl aus den Werken von Matthias Claudius. Herausgegeb. von Hermann Hesse (Nr. 186).

Weigand, Wilhelm: Wendelins Heimkehr. Eine Erzählung aus der Fremdenlegion (Nr. 167).

Weimars Kriegsdrangsale in den Jahren 1806—1814. Berichte der Zeitgenossen, gesammelt von Friedrich Schulze (Nr. 162).

Kaiser Wilhelms I. Briefe aus den Kriegsjahr. 1870/71 (Nr. 168).

Österreichische Bibliothek

Herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal

Preis jedes Bandes gebunden 60 Pfennig = 80 Heller

Bisher sind erschienen:

1. Grillparzers politisches Vermächtnis. Zusammengest. von Hugo v. Hofmannsthal.
2. Heldentaten der Deutschmeister 1697 bis 1914. Mit einem Nachwort von Max Mell.
3. Custoza und Lissa. Von Heinrich Friedjung.
4. Bismarck und Österreich. Herausgegeb. v. Franz Zweybrück.
5. Audienzen bei Kaiser Joseph. Nach zeitgenöss. Dokumenten zusammengestellt u. mit einem Nachwort verseh. v. Felix Braun.
6. Achtzehnhundertneun. Dokumente aus Österreichs Krieg gegen Napoleon.
7. Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, „der Landsknecht“: Bilder aus Alt-Österreich. Ausgewählt und eingeleitet von Helene Bettelheim-Gabillon.
8. Abraham a Sancta Clara. Ausgewählt und eingeleitet von Richard von Kralik.
9. Beethoven im Gespräch. Mit einem Nachwort von Felix Braun.
10. Radetzky: Sein Leben und Wirken. Nach Briefen, Berichten und autobiographischen Skizzen zusammengestellt von Ernst Molden.
11. Auf der Südostbastion unseres Reiches. Von Robert Michel.
12. Österreichische Gedichte 1914/15. Von A. Wildgans.
13. Comenius und die Böhmischen Brüder. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Eckstein.

Inhalt des Almanachs

Der Druck des Insel-Almanachs 1916 erfolgte in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. — Den Umschlag zeichnete Professor Walter Tiemann.





